



Helga Kutz-Bauer | Max Raloff

## Aufstieg durch Bildung

Eine sozialdemokratische  
Erfolgsgeschichte

**FRIEDRICH  
EBERT**   
**STIFTUNG**



Reihe  
**Gesprächskreis Geschichte**  
Heft 94

Helga Kutz-Bauer/Max Raloff

## **Aufstieg durch Bildung**

Eine sozialdemokratische Erfolgsgeschichte

---

Gesprächskreis Geschichte

Heft 94

Friedrich-Ebert-Stiftung  
Archiv der sozialen Demokratie

Herausgegeben von Anja Kruke und Meik Woyke  
Archiv der sozialen Demokratie

Kostenloser Bezug beim Archiv der sozialen  
Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung

E-Mail: [Doris.Fassbender@fes.de](mailto:Doris.Fassbender@fes.de)  
<[http://www.fes.de/archiv/adsd\\_neu/inhalt/gesprachskreis.htm](http://www.fes.de/archiv/adsd_neu/inhalt/gesprachskreis.htm)>

© 2012 by Friedrich-Ebert-Stiftung  
Bonn

Redaktion:  
Sandra Gries, Eva Váry, Meik Woyke

Gestaltung und Satz:  
PAPYRUS – Schreib- und Lektoratsservice, Buxtehude

Umschlag:  
Pellens Kommunikationsdesign GmbH

Herstellung:  
Katja Ulanowski

Druck:  
bub Bonner Universitäts-Buchdruckerei

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2012

ISBN 978-3-86498-054-1  
ISSN 0941-6862

## Inhalt

Helmut Raloff

<b>Vorbemerkung</b> .....	5
---------------------------	---

Helga Kutz-Bauer

### **Aufstieg durch Bildung**

Eine sozialdemokratische Erfolgsgeschichte .....	8
--	---

- |  |    |
|--|----|
| 1. Freizügigkeit als Chance für ein besseres Leben.....  | 8  |
| 2. Preußen – Hamburg: Bildung für die „unteren Volksklassen“ .....   | 10 |
| 3. „Hamburg, Lübeck, Bremen brauchen sich nicht zu schämen, denn sie sind eine Freie Stadt, wo Bismarck nichts zu sagen hat!“ (Kinder-Spottvers um 1880) ..... | 14 |
| 4. Reformpädagogik und die Rolle der Eltern .....  | 19 |
| 5. Mit Anstand überleben! .....  | 22 |
| 6. Der Deutsche Ring – ein deutsches Lehrstück .....   | 24 |

Max Raloff

<b>Lebenserinnerungen</b> .....	28
---------------------------------	----

- |  |    |
|--|----|
| 1. Eltern und Großeltern .....   | 28 |
| 2. Familienalltag.....   | 31 |
| 3. „... uns aus dem Elend zu erlösen, können wir nur selber tun“ ..... | 35 |
| 4. Die Brüder .....  | 38 |
| 4.1 Karl (geb. 1899) .....   | 39 |
| 4.2 Heinrich (geb. 1900).....  | 42 |

4.3 Georg (geb. 1902).....	44
4.4 Friedrich (geb. 1903).....	47
4.5 Gottlieb (geb. 1909).....	48
4.6 Max (geb. 1904), Chronist dieser Erinnerungen.....	52
4.6.1 Zwölf schwere Jahre: 1933 bis 1945.....	60
4.6.2 Soldatenzeit.....	72
4.6.3 Entlassung beim Deutschen Ring 1945.....	75
Zu den Autoren.....	78

Helmut Raloff

## Vorbemerkung

Unmittelbar nach seiner Pensionierung im Jahr 1967 habe ich damit begonnen, meinen Vater Max Raloff, geboren am 19. Oktober 1904, gestorben am 21. Juli 1989, zu drängen, seine Erinnerungen zu Papier zu bringen. Er hat damit gezögert und zunächst wohl auch kein rechtes Zutrauen zu sich selbst gehabt. Erst nachdem 1969 die Memoiren seines Bruders Karl<sup>1</sup> in Kopenhagen erschienen waren, hat auch er mit dem Schreiben begonnen.

Das hat er jedoch zunächst für sich behalten. Während ich ihn immer vergebens gedrängt habe, sich einen Kassettenrecorder zuzulegen, um den Text zu diktieren, weil ich dachte, das sei die für ihn bequemste Methode, hat er seine Notizen in Kurzschrift niedergelegt, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Dabei hat er sich des Systems Stolze-Schrey bedient, das er während seiner Lehre als Rechtsanwaltsgehilfe gelernt hatte, das aber schon 1924 durch die Deutsche Einheitskurzschrift abgelöst worden ist. Im Ergebnis war Stolze-Schrey deshalb bei seinem Tod schon fast zu einer Geheimschrift geworden. Hilfe kam über den Hamburger Stenografenverein. Frau Hermine Kolbe beherrschte nicht nur das System Stolze-Schrey, sondern war auch noch in einer so guten Verfassung, dass sie sich bereit erklärte, die Arbeit zu übernehmen.

Frau Kolbe verdanke ich die Übertragung der nachfolgenden Seiten. Sie hat mehrere Monate an der Übersetzung gearbeitet. Hätte ich gewusst, dass die Arbeit einen solchen Umfang annehmen würde, hätte ich es nicht gewagt, sie um Hilfe zu bitten. Aber das tatsächliche Volumen konnte ich anhand der stenografischen Notizen überhaupt nicht abschätzen. War es zunächst Mühe, hat es ihr, weil sie in vielen der darin geschilderten Episoden auch ihre eigene Kindheit in Hamburg-Eimsbüttel wiedererkannte, schließlich so

---

1 *Karl Raloff*, *Et bevaaget liv*, Kopenhagen 1969, postum erschien eine deutsche Übersetzung: *Ein bewegtes Leben. Vom Kaiserreich zur Bundesrepublik*, eingeleitet und kommentiert von *Herbert und Sibylle Obenaus*, Hannover 1995.

viel Spaß gemacht, dass sie anschließend ihre eigenen Erinnerungen zu Papier gebracht hat. Ich bin ihr zu großem Dank verpflichtet.

Im Leben meines Vaters hat es zwei große berufliche Krisen gegeben. Die erste betrifft sein Scheitern bei der ersten juristischen Staatsprüfung 1932, seine anschließende Tätigkeit beim Arbeitsamt, die mit seiner politisch motivierten Entlassung endete, und seinen beruflichen Neuanfang beim Deutschen Ring 1934. Diesen Ablauf hat er selbst relativ ausführlich beschrieben.

Die zweite Krise entstand 1945, als er nach der Rückkehr aus dem Zweiten Weltkrieg vom Deutschen Ring nach nur vierwöchiger Tätigkeit entlassen wurde. Die Gründe werden hier nicht näher erläutert. Tatsächlich wurde er nach zweieinhalb Jahren durch die Bestellung zum Vorstandsmitglied der Gesellschaft glänzend rehabilitiert.

Soweit mir bekannt und von Max Raloff mündlich berichtet, hatte der von der britischen Militärverwaltung eingesetzte damalige Generaldirektor des Deutschen Rings, Heuser, mit dem maßgeblichen Finanzkontrolloffizier der britischen Militärregierung in Hamburg mit dem Ziel konspiriert, die Aktien der Gesellschaft einem englischen Versicherungsunternehmen zuzuschancen. Dabei störte mein Vater.

Weil er deswegen „auf Verlangen der Militärregierung“ entlassen wurde, obwohl er bei Kriegsende der einzige leitende Angestellte (Handlungsbevollmächtigter) des Deutschen Rings war, der nicht Mitglied der NSDAP gewesen war, konnte seine spätere Rehabilitierung nur über den Weg eines Entnazifizierungsverfahrens erfolgen. In diesem Verfahren ist meinem Vater am 30. Oktober 1947 endlich bestätigt worden, er sei „einer gemeinen politischen Intrige zum Opfer gefallen“.<sup>2</sup> Er wurde vollständig rehabilitiert und seine Wiedereinstellung beim Deutschen Ring angeordnet.

Dem Leser wird auffallen, dass der Teil „Soldatenzeit“ lückenhaft ist. Nicht erwähnt wird zum Beispiel, dass Max Raloff Mitte 1944 in Königsberg stationiert war, übrigens unter dem Kommando des späteren Bundestags-

---

2 Fachausschuß Nr. 23 zur Ausschaltung von Nationalsozialisten an den Beratungsausschuß Deutscher Ring, 30.10.1947, Privatarchiv Helmut Raloff, Hamburg.

abgeordneten, Staatssekretärs, Wehrbeauftragten und damaligen Fliegeroberingenieurs Willi Berkhan, den er dort zufällig kennengelernt hat und mit dem ihn und später auch mich eine lebenslange Freundschaft verbunden hat. Ich weiß das deswegen genau, weil ich als Kind in Königsberg bei einem Besuch auf dem Kasernengelände barfuß in glühende Asche getreten bin, die der Koch zum Ausfüllen von Schlaglöchern verteilt hatte, und mir erhebliche Verbrennungen zugezogen habe. Auf der Rückfahrt hörten meine Mutter und ich im Wartesaal des Bahnhofs Stettin über die Lautsprecher die Meldung, dass das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 misslungen sei. Ich weiß nicht, ob Max Raloff wie viele andere über seine ungeliebte Militärzeit nicht mehr sagen wollte oder ob hierzu nur keine Übertragung aus dem Stenogramm erfolgt ist. Wahrscheinlich hat er sich auf das eigentliche Thema seiner Erinnerungen „110 Jahre sozialdemokratische Familiengeschichte“ konzentrieren wollen. Bei Kriegsende war er jedenfalls als Zahlmeister einer „rollenden Werft“, die weit hinter der jeweiligen Frontlinie beschädigte Flugzeuge zu reparieren hatte und nie selbst an Kampfhandlungen beteiligt war, auf dem Flugplatz Kaltenkirchen stationiert und besuchte uns täglich mit dem Rad in Alveslohe, dem Geburtsort meiner Mutter, wo wir seit den Angriffen auf Hamburg im Juli 1943 lebten. Deswegen konnte er sich schon unmittelbar nach der Kapitulation an seinem Arbeitsplatz beim Deutschen Ring in Hamburg zurückmelden.<sup>3</sup>

---

3 Beim Abdruck habe ich von inhaltlichen Korrekturen abgesehen und mich darauf beschränkt, einzelne Schreibfehler zu beheben. Hinzugefügt habe ich Zwischenüberschriften und erläuternde Ergänzungen, die als Fußnoten kenntlich gemacht worden sind. Hiervon abgesehen ist die Abschrift authentisch. Stilistische Änderungen und Kürzungen von Passagen, die nur für die Familie interessant sind oder Doppelungen enthielten, wurden von Dr. Helga Kutz-Bauer vorgenommen.

Helga Kutz-Bauer

## Aufstieg durch Bildung

Eine sozialdemokratische Erfolgsgeschichte

### 1. Freizügigkeit als Chance für ein besseres Leben

Die Geschichte der Raloffs wurde als Familiengeschichte aufgeschrieben, doch sie ist mehr. Aus den nachstehenden Erinnerungen von Max Raloff wird deutlich, wie sehr die Aufklärung, das Wachsen der Arbeiterbewegung und reformpädagogische Ideen zusammenkamen, um jungen Menschen eine Chance zu geben, ihre Fähigkeiten zu entwickeln. „Wissen ist Macht“, diesen Grundstein in der Philosophie der Aufklärung erläuterte Wilhelm Liebknecht 1872 und verwies auf die Hindernisse, die den unteren Klassen der Bevölkerung den Zugang zu höherer Bildung und Kultur verwehrten: „Volksbildung, das sind Volksschulen, in denen allen Kindern gleichmäßig der bestmögliche Unterricht gespendet wird; Volksbildung, das ist Unentgeltlichkeit des Unterrichts [...] *die Sozialdemokratie ist im eminentesten Sinne des Worts die Partei der Bildung.*“<sup>1</sup>

Es ist nicht auszuschließen, dass der Großvater der sechs Jungen, von denen nachfolgend die Rede sein wird, diesen Spruch kannte. Er hieß Johann Übler, 1845 im evangelischen Kirchrumbach in Bayern geboren, besuchte sieben Jahre lang die dortige „Werktags-Schule“, im Abschlusszeugnis hatte er in allen Fächern ein „Sehr gut“, sein sittliches Betragen war „sehr lobenswert“ und ihm werden „sehr gute Geistesgaben“ bescheinigt.

Dieser Übler ging in die Lehre, dann auf Wanderschaft, gelangte unter Umwegen mit Frau und sieben Kindern nach Altona, das nach dem deutsch-dänischen Krieg 1866 als selbstständige Stadt preußisch geworden war. Er arbeitete als Küfer (Fassmacher, auch Böttcher genannt). Übler war Sozial-

---

<sup>1</sup> *Wilhelm Liebknecht, Wissen ist Macht – Macht ist Wissen. Festrede, gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Arbeiterbildungs-Vereins am 5. Februar 1872 und zum Stiftungsfest des Leipziger Arbeiterbildungs-Vereins am 24. Februar 1872, S. 43 (Herv. der Verf.).*

demokrat, und es ist naheliegend anzunehmen, dass das spätere politische Engagement seiner zweitältesten Tochter Bertha, im Oktober 1876 geboren, auf ihn zurückzuführen ist. Auch Bertha Übler schloss ihre Schulzeit mit „Sehr gut“ ab, wobei anzumerken ist, dass sie mit acht Jahren in die Mädchen-Freischule in Altona eingeschult wurde und schon nach dreieinhalb Jahren Ostern 1888 die Schule verlässt, mit dem Vermerk, dass sie aus der Schule entlassen ist, „nachdem sie ihrer Schulpflicht genügt hat“. Im Klartext: Das begabte Mädchen, noch nicht einmal zwölf Jahre alt, wird sich nun bald eine Stellung bei einer „Herrschaft“ als Dienstmädchen suchen müssen – was auch geschieht.

Zehn Jahre später heiratete sie den vier Jahre älteren Heinrich Raloff, der 1890 aus der Gutsuntertänigkeit in Mecklenburg entlassen worden war.<sup>2</sup> Dieser junge Mann, auch er mit bestem Schulzeugnis, hatte stets nur im Winter die Schule besucht, wurde doch jedes Kind ab einem bestimmten Alter vom Frühjahr bis zum Herbst für die Feldarbeit des Guts gebraucht. Heinrich Raloff übernahm zunächst wechselnde Arbeiten, bis er als Pferdepfleger bei der Hamburgischen Pferdebahn tätig wurde. Es ist nicht auszuschließen, dass die beiden sich bei sozialdemokratischen Veranstaltungen kennenlernten, denn in Altona war die Partei sehr stark und Zuwandernde wurden oft schon bei der ersten Arbeitsstelle von Kollegen mit der Frage nach dem Eintritt in den Fachverein (Gewerkschaft) oder einer Einladung zur nächsten Parteiveranstaltung konfrontiert.

Das junge Paar fand eine Wohnung in Altona-Ottensen. Der Industrievorort Ottensen, eingemeindet in Altona 1889, dicht an der Grenze zu Hamburg gelegen, war gekennzeichnet durch engste Bebauung, kleinste und schlecht ausgestattete Wohnungen und war Standort kleiner Zigarrenmanufakturen, mehrerer Fischverarbeitungsbetriebe, der Eisengießerei Menck & Hambrock und großer Glasbläsereien sowie weiterer Industrie mit schlechten Arbeitsbedingungen und niedrigen Löhnen.

---

2 25. Juni 1867: Die Verfassung des Norddeutschen Bundes, dem sich Mecklenburg angeschlossen hat, gewährleistete volle Freizügigkeit innerhalb der Staaten des Norddeutschen Bundes. Das hieß nicht, dass sich alle Gutsherren daran hielten. Erst 1918 wurde dies endgültig geregelt.

Das erste Kind der jungen Familie Raloff, Karl, wurde 1899 geboren, in rascher Folge, fast jedes Jahr, wurden vier weitere Söhne geboren. Die Fehlgeburten wurden nicht näher erwähnt. Der jüngste Sohn wurde 1909 geboren. Da ist Bertha Raloff gerade erst 33 Jahre alt. In eben dieser Zeit begann eine Sozialdemokratin aus Ottensen, Alma Wartenberg<sup>3</sup>, die Bertha gut gekannt haben muss, mit einer Kampagne zur sexuellen Aufklärung von Arbeiterfrauen über Geburtenkontrolle und Mutterschutz. Das war ihrer Partei nicht immer genehm, vor allem, als sie sich auch für den seit 1913 diskutierten „Gebärstreik“ einsetzte. Auf jeden Fall war ab 1909 bei Bertha Raloff Schluss mit den Geburten. Doch im Jahr 1906 traf die Familie einen folgenreichen Entschluss: Da der erste Sohn jetzt zur Schule sollte, beschließt sie, nach Hamburg zu ziehen. „Hamburgs Schulwesen war damals berühmt“, heißt es in den Erinnerungen von Max Raloff. Und es sieht so aus, als ob diese Entscheidung für den Lebensweg der Kinder von großer Bedeutung war. Was unterschied das Schulwesen im preußischen Altona-Ottensen von dem in der Freien und Hansestadt Hamburg?

## 2. Preußen – Hamburg: Bildung für die „unteren Volksklassen“

In Preußen erließ bereits 1717 König Friedrich Wilhelm III. ein Edikt zur allgemeinen Schulpflicht für Kinder vom fünften bis zum zwölften Lebensjahr, schon 1763 wurde diese auf acht Jahre erweitert. Hauptinhalte des Lehrplans waren Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, aber nicht alle Kinder bekamen tatsächlich Rechenunterricht – die Jugend sollte vor allem zu christlicher vaterländischer Gesinnung erzogen werden. In diesen sogenannten Elementar-, Volks- oder Armenschulen lernten bis zu 80 Schüler pro Klasse. Doch nicht überall hatten Kinder überhaupt Gelegenheit, die Schule zu besuchen, in zersiedelten Gegenden gab es oft keine Dorfschule in der Nähe, Eltern und Gutsbesitzer hatten oft größeres Interesse daran,

---

3 Zu Alma Wartenberg vgl. *Rita Bake*, *Wer steckt dahinter?* Nach Frauen benannte Straßen, Plätze und Brücken in Hamburg, 4., aktual. und erw. Aufl., Hamburg 2005, S. 20f., auch online abrufbar, URL: <<http://www.hamburg.de/contentblob/1545702/data/wer-steckt-dahinter%3F.pdf>> [9.2.2012].

die Kinder zur Arbeit einzusetzen, in sogenannten Fabrikgegenden fand die Schule nur abends, in der Fabrik oder des Sonntags statt. Ein Beispiel dafür sind die Kinder in Ottensen. Diese arbeiteten schon früh als Hilfskräfte beim Zurichten der Tabakblätter für die Zigarrenherstellung, bei den großen Glasfabriken im nördlichen Teil Ottensens waren die zahlreichen Kinder der Glasarbeiter in die Fabrikarbeit eingebunden. Gesetzliche Beschäftigungsverbote und Eingrenzungen der Arbeitszeit für Kinder blieben unbeachtet. So gab es 1862 eine Abendschule für die in Fabriken beschäftigten Kinder am Klopstockplatz, die von 222 Schülern besucht wurde. Zwar wurde 1892 die Nachtarbeit für Kinder verboten – aber natürlich gab es Ausnahmeregelungen für die Glasindustrie.<sup>4</sup> Der Lehrer einer solchen Schule hatte schon 1875 den Bürgerverein gebeten, dies zu ändern, doch als gar der Vorschlag kam, eine schulgeldfreie Volksschule einzurichten, da hieß es, das sei sozialdemokratisch und für Ottensen unpassend.<sup>5</sup> Noch 1911, so berichtete ein Zeitzeuge, wurde seine Werkswohnung fristlos gekündigt, weil er seinen 1905 geborenen Sohn nicht Glasmacher lernen lassen wollte. Die Kinder waren nach der schweren Arbeit in Staub und Hitze kaum in der Lage, in der Schule überhaupt wach zu bleiben. Im Jahr 1900 zeigte ein Lehrer seinen Schüler an, weil er die Fortbildungsschule nicht besuchte, obwohl er dazu verpflichtet war. Dieser Junge hatte abwechselnd Tag- und Nachtschichten und konnte die Fortbildungsschule, wenn er Nachtschichten hatte, wegen fehlender Ruhezeit nicht besuchen. Er erhielt ein Strafmandat, gegen das geklagt wurde. In erster Instanz wurde er freigesprochen, weil die Gewerbeordnung vorsah, dass der Arbeitgeber die Arbeitszeiten so zu legen hatte, dass die Schule besucht werden konnte. In zweiter Instanz jedoch wurde er verurteilt, so heißt es im Bericht des Arbeiter-Sekretariats Altona-Ottensen: „Der Arbeiter ist verpflichtet, die Schule zu besuchen, dass er sich die erforderliche Zeit dafür verschafft, ist seine Sache“.<sup>6</sup> Bei der Ausstattung und Klassengröße wurden die Klassenunterschiede deutlich: So unterrichteten in Ottensen in der Mittelschule im Jahr

---

4 Ausstellungsguppe Ottensen/Altonaer Museum, Ottensen, Zur Geschichte eines Stadtteils, Hamburg 1982, S. 104.

5 Ebd., S. 106.

6 Ebd., S. 105.

1880 neun Lehrer acht Klassen mit 227 Schülern, in der Bürgerschule für Knaben sieben Lehrer sieben Klassen mit 345 Schülern, in der Freischule für Knaben unterrichteten acht Lehrer in acht Klassen 663 Schüler<sup>7</sup>, das heißt in der Mittelschule hatte ein Lehrer durchschnittlich 18 bis 19 Schüler, in der Freischule über 80 Schüler!

Otto Ernst (Schmidt), geboren 1862, aufgewachsen in Ottensen als Sohn eines Zigarrenarbeiters, später Lehrer, berichtet, dass er sieben Stunden Religion pro Woche hatte – übrigens auch drei Stunden Singen! Und die Lesezeiten: „Es wurden nur Choräle gelesen, wenn die reichlich 900 Choräle des Gesangbuches zu Ende waren, fing es bei Nr. 1 wieder an.“<sup>8</sup> Doch nicht nur von Prügeln und Chorälen wird berichtet, er beschreibt auch den freundlichen Lehrer, „der den armen Kindern immer Frühstück und Kleider mitbrachte, obwohl er selbst nichts hatte“, und zwar stets mit einem Vers wie: „Hier, mein Sohn, ein Brot mit Butter, lass Dir’s schmecken wie bei Mutter.“<sup>9</sup>

Die eigentliche Bildung des kleinen Otto Ernst fand in der staubigen Zigarrenarbeiterbude des Vaters statt, die Kinder mussten helfen, wie bei den meisten Zigarrenarbeitern. Üblich war, dass einer aus sozialistischen und anderen Schriften vorlas. Am häufigsten musste Hermann Molkenbuhr<sup>10</sup> vorlesen oder rezitieren, der mit seiner Begeisterung für Theater und Literatur den kleinen Otto Ernst nachhaltig prägte. In der Dorf-, Werks- oder Armenschule dagegen hing es sehr vom Lehrer ab, ob die Kinder wirklich etwas lernten. Ähnlich ging es einem der Raloff-Söhne, der trotz seiner Begabung zunächst in der höheren Schule scheiterte, weil an der Versuchsschule bestimmte Fächer nicht entsprechend gelehrt worden waren.

---

7 Ebd., S. 107.

8 *Otto Ernst (Schmidt)*, Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit, Leipzig 1907, S. 198.

9 Ebd., S. 164.

10 Molkenbuhr war später 34 Jahre lang Mitglied des Reichstags und führender Sozialexperte der SPD. Vgl. *Bernd Braun*, Hermann Molkenbuhr (1851–1927). Eine politische Biographie, Düsseldorf 1999.

Mit dem Ausbau der Volks- beziehungsweise Armenschulen wurden immer mehr Lehrer gebraucht, deren Ausbildung eine oft mehrjährige Präparandenanstalt und den Besuch eines dreijährigen Lehrerseminars vorsah. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bekamen auch begabte Kinder aus ärmeren Familien die Chance, diesen Ausbildungsweg zu beschreiten, zudem die ersten Frauen. Ein Beispiel dafür ist wieder Otto Ernst, der weder die Mittel für die Lehrerausbildung aufbringen konnte, noch in der dreiklassigen Dorfschule Ottensen das nötige Rüstzeug dafür bekam. Einer seiner Lehrer gab ihm ein Jahr lang kostenlos Unterricht, damit er die Aufnahme in die Präparandenanstalt in Hamburg bestehen konnte.

Und hier zeigt sich eine neue Entwicklung, die ganz wesentliche Auswirkungen haben sollte: auf der einen Seite die Arbeiterbewegung, die ihre Ansprüche auf Teilhabe an Bildung und Kultur anmeldete, auf der anderen Seite fortschrittliche junge Lehrer, die pädagogische Reformen und einen anderen Bildungskanon forderten.

Das, was Otto Ernst im Hamburger Lehrerseminar erlebte, ist kennzeichnend für den Unterschied zwischen den unter Bismarck erwarteten Bildungsinhalten und den durch Hamburger Traditionen und die dortige politische Kultur praktizierten.<sup>11</sup> Im Jahr 1889 hatte Bismarck als Reichskanzler seine Vorstellungen von den Aufgaben der Schule dargelegt: „In erster Linie wird die Schule durch die Pflege der Gottesfurcht und der Liebe zum Vaterlande die Grundlage für eine gesunde Auffassung auch der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu legen haben. [...] Sie muss bestrebt sein, schon der Jugend die Überzeugung zu verschaffen, dass die Lehren der Sozialdemokratie nicht nur den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widersprechen, sondern in der Wirklichkeit unausführbar [...] und verderblich sind.“<sup>12</sup>

---

11 *Marie-Elisabeth Hilger*, Die unkirchlichste Stadt des Reiches?, in: *Volker Plagemann* (Hrsg.), *Industriekultur in Hamburg. Des Deutschen Reiches Tor zur Welt*, München 1984, S. 199–203.

12 Zit. in: *Klassenbuch 2. Ein Lesebuch zu den Klassenkämpfen in Deutschland 1850–1919*, hrsg. von *Hans Magnus Enzensberger/Rainer Nitsche/Klaus Roehler* u. a., Darmstadt/Neuwied 1972, S. 116.

### 3. „Hamburg, Lübeck, Bremen brauchen sich nicht zu schämen, denn sie sind eine Freie Stadt, wo Bismarck nichts zu sagen hat!“ (Kinder-Spottvers um 1880)

In Jahrhunderten hatte sich in der Freien und Hansestadt Hamburg eine andere politische Kultur entwickelt. Zwar waren um 1900 noch über 90% der Einwohner Hamburgs Mitglieder der Evangelischen Kirche, doch stand die Mehrzahl ihr, wenn nicht distanziert, so doch gleichgültig gegenüber. Gern wird die Antwort des Kaufmanns zitiert, der im 18. Jahrhundert nach dem Grabmal des in Hamburg begrabenen Papstes Benedikt V. (gestorben 965) gefragt wurde und geantwortet haben soll: „Wat geiht mi de Papst an, ik ga na de Börs“.<sup>13</sup>

Otto Ernst schreibt in seinen Erinnerungen: „Der Hamburgische Staat nahm es im Gegensatz zu anderen deutschen Staaten mit der Gewissensfreiheit leidlich ernst und schrieb es seinen Lehrern nicht vor, wie sie die Bibel zu behandeln hätten.“<sup>14</sup> Mehrfach zitiert er den Leiter des Lehrerseminars: „Sie haben sich aller Jewissensfragen zu enthalten, wir sind hier tolerant“, und dessen ständigen Schlusssatz bei der Behandlung von Glaubensfragen: „So, das lehrt die Kirche. Was sie davon glauben wollen, steht bei ihnen.“<sup>15</sup>

Diese Lehrer waren auch beeinflusst durch die Sozialdemokratische Partei, die in der Hansestadt nicht nur alle drei Reichstagsmandate innehatte, sondern seit Jahrzehnten geprägt war durch Bildungsbemühungen – beginnend mit dem „Bildungsverein für Arbeiter von 1845“, seinerzeit der größte in Deutschland. Schon 1881 bot die Partei im „Fortbildungsverein Barmbek-Uhlenhorst“ Kurse in Deutsch, Rechnen, Algebra, Buchführung, Nationalökonomie und anderem mehr an. Mehr und mehr Fortbildungsvereine entstanden, meistens mussten sie in Hinterzimmern von Gastwirtschaften ihre Kurse abhalten. Der Historiker Johannes Schult spricht von einem „Bildungsfanatismus der damaligen Generation sozialistischer Arbeiter“.<sup>16</sup> 1905

13 Zit. bei Bernd Studt/Hans Olsen, Hamburg. Eine kurzgefasste Geschichte der Stadt, Hamburg 1964, S. 12.

14 Otto Ernst (Schmidt), Semper der Jüngling, Leipzig 1922/23, S. 201.

15 Ebd.

16 Johannes Schult, Die Hamburger Arbeiterbewegung als Kulturfaktor, Hamburg 1954, S. 25.

schlossen sich die Bildungsvereine zum „Fortbildungsverein für Hamburg-Altona“ zusammen, ihre Räumlichkeiten hatten sie künftig in dem 1906 errichteten Gewerkschaftshaus. Als Studenten in Universitätsstädten mit unentgeltlichen Kursen für Arbeiter begannen, gründeten auswärts studierende Hamburger den Verein „Studentische Arbeiter-Unterrichtskurse Hamburg-Altona“, obwohl Hamburg keine Universität hatte. Einer der Mitarbeiter war der spätere Schulsenator Heinrich Landahl.<sup>17</sup>

Hamburg hatte erst mit dem Unterrichtsgesetz von 1870 eine öffentliche Volksschule gegründet, deren Anspruch es war, anders als in Preußen, dass die Schüler „zu den Gebildeten zählen“ sollten – so die Oberschulbehörde 1875/76.<sup>18</sup> In diesen Schulen war Englisch für die Jungen Pflichtfach, das erschien notwendig wegen der wirtschaftlichen Verflechtungen Hamburgs mit England und den USA, Mädchen konnten erst ab 1911 Englisch als Wahlfach nehmen. Die Reform sollte es den Hamburger Volksschulabgängern erlauben, solche Berufe zu wählen, die andernorts eher Realschulabgängern vorbehalten waren. Dass das für begabte Volksschüler möglich war, belegt die Raloffsche Geschichte: Der älteste Sohn, Karl, beendete als Klassenprimus die Selecta – auch eine Hamburger Besonderheit, ein zusätzliches Jahr in der Volksschule, das einen der Realschule gleichwertigen Abschluss bot. Den angebotenen Freiplatz im Lehrerseminar konnte Karl Raloff nicht annehmen, da er „zur Unterstützung der Familie beitragen muss“. Es gelang ihm, mitten im Ersten Weltkrieg trotz der Ausbildungsplatzknappheit eine Lehrstelle in einem Anwaltsbüro zu erhalten – interessanterweise bei einem sozialistischen Anwalt in Altona.

Schon vor der Jahrhundertwende konnte die Sozialdemokratie in Hamburg nicht nur die Arbeiterschaft, sondern breite Schichten des Kleinbürgertums für sich gewinnen.<sup>19</sup> Das Interesse des Bürgertums an der sozialen Frage

---

17 Schult, Die Hamburger Arbeiterbewegung als Kulturfaktor, S. 30.

18 Vgl. Herbert Gudjons/Reiner Lehberger, In Hamburg zur Schule gehen, Hamburg 1998, S. 101.

19 Helga Kutz-Bauer, Hamburg – das Zentrum der deutschen Arbeiterbewegung (1863–1890), in: „Alles für Hamburg“. Die Geschichte der Hamburger SPD von den Anfängen bis zum Jahr 2007, hrsg. vom Arbeitskreis Geschichte der SPD Landesorganisation Hamburg, Nordstedt 2008, S. 7–20.

wird bei der Lehrerschaft deutlich. Schon seit den 1880er Jahren standen die Volksschullehrer der Arbeiterbewegung nahe, denn immer mehr kamen aus ähnlichen Verhältnissen. Der Ruf nach Bildung wurde lauter, auch der nach kultureller Bildung. Es war Otto Ernst, der sich 1896 maßgeblich für die Gründung der „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg“ einsetzte, der Alfred Lichtwark, Justus Brinkmann und später auch Fritz Schumacher angehörten.<sup>20</sup>

Im Jahr 1909 erhielten die Fortbildungsvereine in Hamburg ein solides Fundament. Partei und Gewerkschaften setzten die „Zentralkommission für das Arbeiterbildungswesen“ ein, sie erhielt im Gewerkschaftshaus Räume und einen besoldeten Sekretär und wurde zentraler Ort für die Arbeiterbildung Hamburgs und seiner preußischen Nachbarorte. Neben den vielen Vortragsveranstaltungen gab es Elementar-Unterrichtskurse in Deutsch, Rechnen, Buchführung, wissenschaftliche Kurse in Geschichte, Literatur, Arbeiterrecht und weitere mehr. Hausarbeiten und Vorträge waren auszuarbeiten, durch Vermittlung der Zentralkommission wurden Bücher der eigenen Verlage zu ermäßigten Preisen geliefert, insbesondere durch Heinrich Dietz<sup>21</sup> zum ermäßigten halben Preis.

Der Unterricht geschah durch Volksschullehrer, immerhin über 30 Personen, die dadurch ihre Stellung riskierten. Daher erfuhren die Teilnehmer deren Namen nicht, sondern sie bekamen Decknamen. Im Preußischen Herren- und Abgeordnetenhaus wurden mehrfach Stimmen laut – beschreibt Johannes Schult – Preußen oder das Reich sollten gegen Hamburg vorgehen, weil die Lehrerschaft sozialdemokratisch verseucht sei, aber offenbar scheuten Senat und Oberschulbehörde den Konflikt mit den Lehrern.<sup>22</sup>

---

20 Alfred Lichtwark war seit 1886 erster Direktor der Hamburger Kunsthalle; Justus Brinkmann langjähriger Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe; Fritz Schumacher, 1908 zum Baudirektor nach Hamburg berufen, prägte mit seinen Bauten das Bild der Stadt nachhaltig und setzte sich maßgeblich für neue Schulen ein, die nicht nur funktional, sondern auch ästhetisch allen schulreformerischen Ansprüchen genügen sollten.

21 Zur Bedeutung von Dietz vgl. *Angela Graf*, Johann Heinrich Wilhelm Dietz – Verleger der Sozialdemokraten: Biographische Annäherung an ein politisches Leben, URL: <<http://library.fes.de/fulltext/bibliothek/00146042.htm>> [9.2.2012].

22 *Schult*, Die Hamburger Arbeiterbewegung als Kulturfaktor, S. 39.

Aufhorchen lässt, dass nicht nur die Kurse in Buchführung, sondern auch vor allem die Kurzschrift nachgefragt wurde. Helmut Raloff erwähnt in seinem Vorwort, dass sein Vater seine Erinnerungen in der Stolze-Schrey-Kurzschrift niedergelegt habe. Der Lehrer Carl Neumann leitete die Kurzschrift-Kurse und gründete den „Arbeiter-Stenographenverein Stolze-Schrey“. Insbesondere die Schriftführer von Partei- und Gewerkschaftsorganisationen schätzten diesen Lehrer, der seine proletarische Gesinnung nicht verbarg. Kurzschrift für Schriftführer war in einer Zeit ohne Aufnahmegeräte unumgänglich.

Kulturkritische Bewegungen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Vorläufer der Reformpädagogik, in die sich sogar Kaiser Wilhelm II. anlässlich der Eröffnung der Reichsschulkonferenz 1890 einschaltete. Hatte doch auch er als Schüler unter dem traditionellen Gymnasium schwer gelitten.<sup>23</sup> Seit 1805 bestand in Hamburg die „Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens“ (vorher: „Verein Hamburgischer Volksschullehrer“). Aus dieser sollte später die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft hervorgehen. Die renommierte Hamburger Lehrerzeitschrift „Pädagogische Reform“ (1877–1921) war sozusagen der Vorlauf der Reformbestrebungen, die um die Jahrhundertwende in immer heftigeren Diskussionen über Inhalte und Strukturen des Bildungssystems gerade auch innerhalb der Volksschullehrerschaft eine zunehmende Rolle spielten. Das hatte fraglos auch mit dem rasanten sozialen Wandel zu tun. Und wie auch bei den Lehrern so trat in der Arbeiterbewegung eine neue Generation an: „Wirtschaft, Gesellschaft, Ansprüche und Wertungen, geistiges Leben und Politik, alles hatte sich verändert“.<sup>24</sup> Für die neue Generation der Jungen standen nicht mehr die materiellen Ziele im Vordergrund, sondern die ideellen. 1905 wurde der „Jugendbund für Barmbek, Uhlenhorst und Umgegend“ gegründet, andere schlossen sich an. Ziel war es, bildend und fördernd für die Jugend zu wirken. Initiiert durch Ludwig Frank war 1904 in

---

23 „Ich habe ja glücklicherweise zweieinhalb Jahre lang mich selbst überzeugen können, was da an unserer Jugend gefrevelt wird“, vgl. das Kapitel „Das Gymnasium“, in: John C. G. Röhl, Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers 1859–1888, München 2001, S. 223ff.

24 Schult, Die Hamburger Arbeiterbewegung als Kulturfaktor, S. 19.

Mannheim ein Verein junger Arbeiter entstanden, weitere folgten. 1913 war der Jugendbund in Hamburg auf 2.633 Mitglieder angewachsen, Altersgrenze war 18 Jahre. Träger waren Partei und Gewerkschaften, zuständig für die Leitung wurde ab 1909 die „Zentralkommission für das Arbeiterbildungswesen“. Mit Beginn des Kriegs wurde die Arbeit schwieriger. Leiter wurden eingezogen, Partei und Gewerkschaften kürzten die Mittel, im März 1916 beschloss die gemeinsame Delegiertenversammlung, den Jugendverband aufzulösen – nicht etwa wegen der Finanzen – das war offenbar nur ein Vorwand, sondern wegen zunehmender Spannungen, vor allem auch wegen der Haltung der SPD zu den Kriegskrediten, die von vielen der Jungen scharf kritisiert wurde. Die vorher bestehenden Jugendgruppen blieben jedoch zumeist zusammen und schon im September 1916 wurde mit einer neuen Satzung der Jugendbund neu gegründet, dem Karl Raloff, der bereits als Angestellter bei einer Krankenkasse tätig war, als zweiter Vorsitzender angehören sollte. An den Vorbesprechungen des somit wieder ins Leben gerufenen Jugendbunds waren übrigens viele Volksschullehrer beteiligt, „die früher heimlich im Bildungswesen und in den Abteilungen des Jugendbundes mitgearbeitet hatten.“<sup>25</sup> Schon wenige Tage nach Ausbruch der Novemberrevolution versammelten sich 3.000 Hamburger Lehrer und Lehrerinnen im Curio-Haus<sup>26</sup> und meldeten ihre schulpolitischen Forderungen an.<sup>27</sup> Offensichtlich mit Erfolg, denn schon am 16. Mai 1919 wurde das Einheitsschulgesetz erlassen, das auch den Fortfall des Schulgelds für Volksschulen vorsah. Und mit dem Gesetz von 1920 zur Schul-Selbstverwaltung war die Umsetzung der seit Langem geforderten „Pädagogik vom Kinde aus“ möglich. Im selben Jahr richtete die Hamburger Behörde die Aufbauschule ein, in der begabte Kinder nach der achten Volksschulklasse in sechs Jahren Abitur machen konnten. Die Volksschulpflicht wurde jetzt auf acht Jahre erhöht und für die Begabten ein „Oberbau“ eingerichtet, der die alte Selecta ersetzte und die Klassen 8 bis 10 zusammenfasste.

---

25 *Johannes Schult*, Geschichte der Hamburger Arbeiter 1890–1919, Hannover 1967, S. 318.

26 Haus der „Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens“, errichtet 1911, noch heute im Besitz der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft.

27 *Reiner Lehberger/Loki Schmidt*, Früchte der Reformpädagogik. Bilder einer neuen Schule, hrsg. von der Behörde für Bildung und Sport, Amt für Schule, Hamburg 2002, S. 4.

Vier reformpädagogische Versuchsschulen wurden ab April 1919 eingerichtet, eine davon in der Schule Telemannstraße in Hamburg-Eimsbüttel. In den Schulen wurden jetzt Elternräte gewählt, ein anderes Miteinander zwischen Lehrern, Schülern und Eltern wurde erprobt – ein neues Aufgabenfeld für Bertha Raloff!

#### 4. Reformpädagogik und die Rolle der Eltern

Ein von den SPD-Distrikten Barmbek-Uhlenhorst gegründeter „Ausschuss zur Förderung der Jugendspiele“, getragen von Eltern, der Zentralkommision und dem „Verein zur Verbreitung guter Jugendschriften“, hatte seine Arbeit auf eine Kinderbücherei ausgeweitet und in der Folge hatten die Lehrer Richard Hennings und Carl-August Hellmann Mütter planmäßig für die Gruppenarbeit mit Kindern ausgebildet. Letzterer kam auf die Idee, die Eltern an der Arbeit der Volksschule teilnehmen zu lassen, denn bis dahin mussten Eltern, die den Lehrer ihres Kindes sprechen wollten, die Erlaubnis des Schulleiters einholen. Zwar hatte nach dem Unterrichtsgesetz von 1870 jede Schule einen Vorstand, doch in aller Regel bestand dieser aus Männern, die keine oder wenig Beziehung zur Arbeiterschaft hatten. Mit dem damaligen Zimmerer Adolph Schönfelder<sup>28</sup> in Barmbek richtete Hellmann ein entsprechendes Ersuchen an die Lehrer zweier Schulen. Die Obrigkeit reagierte zögerlich, aber der Gedanke breitete sich über ganz Hamburg aus, und Eltern gründeten eigenständige Arbeitsgemeinschaften. Lehrer, die der Arbeiterbewegung nahestanden, hielten ihnen Vorträge über Schulpolitik und Erziehungsfragen. Immerhin legte daraufhin der Schulinspektor den Lehrern nahe, bei Eltern Hausbesuche zu machen und – offenbar ein Novum – Elternabende abzuhalten.

Bildungsfragen spielten, wie der Historiker Richard Evans<sup>29</sup> nachgewiesen hat, auch in den Gesprächen der Arbeiter in jener Zeit eine große Rolle. So

---

28 Adolph Schönfelder war von 1919 bis 1933 und von 1945 bis 1961 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, von 1945 bis 1960 deren Präsident sowie 1948/49 Alterspräsident des Parlamentarischen Rats.

29 *Richard J. Evans*, Kneipengespräche im Kaiserreich. Stimmungsberichte der Hamburger Politischen Polizei 1892–1914, Hamburg 1989, S. 169.

notierte 1897 ein Polizist in Zivil das Gespräch von Arbeitern in einer Gastwirtschaft, „dass die Oberlehrer an den hiesigen Volksschulen mit den Kindern machen, was sie wollen. Dieselben maßen sich mitunter Rechte an, die in anderen Städten unmöglich seien. [...] Wenn Eltern und Kinder den Schulgesetzen unterworfen sind, so ist es nicht mehr wie recht, den Eltern diese auch zur Kenntnis zu bringen, denn wer weiß, was diese besagen. Ebenso ist es auch mit dem Schulgeld. So mancher bezahlt nicht das seinem Einkommen entsprechende Schulgeld; dieses festzustellen dürfe auch nicht vom Oberlehrer abhängen, wie das jetzt der Fall ist.“<sup>30</sup> Die Schulgeldfrage führte mehrfach zu Debatten in der Hamburgischen Bürgerschaft, Anträge der Sozialdemokraten, das Schulgeld in den Volksschulen aufzuheben, blieben bis zum Ende des Ersten Weltkriegs ohne Erfolg, allerdings wurden die Einkommensgrenzen günstiger festgesetzt.

Diskussionen um das Wahlrechtsgesetz und die Hamburger Verfassung führten 1917 zu Veränderungen. Erstmals wurden Sozialdemokraten in verantwortliche Positionen in Behörden gewählt. Dazu gehörte nach der Revolution, im Dezember 1918, auch der spätere Schulsenator Emil Krause.<sup>31</sup> 1916 hatte der liberale Abgeordnete Hermann Junge, ein Volksschullehrer, Übergangsklassen beantragt, die Volksschülern den Übergang in höhere Schulen ermöglichen sollten. Krause setzte eine Ausschussberatung dazu durch, die aber zu keinem Ende kam. Erst als Schulsenator konnte er erreichen, dass Hamburg im Jahr 1920 als erster Staat im Deutschen Reich Aufbauschulen einrichtete, die den Schülern ermöglichten, im Anschluss an die siebte Klasse der Volksschule den Weg zum Abitur zu beschreiten.

Jetzt war Bertha Raloffs Zeit gekommen. Sie hatte in der Kriegszeit ehrenamtlich gearbeitet und war, wie ihr Sohn Heinrich, aus Protest gegen die Zustimmung der SPD zu den Kriegskrediten in die USPD gewechselt – typisch für die politische Spaltung vieler Familien in jener Zeit. 1922, nach dem Anschluss von Teilen der USPD an die Kommunistische Internationale und der Vereinigung mit der KPD, traten beide, wie zahlreiche andere ehe-

---

30 Ebd., S. 155.

31 Emil Krause (1870–1943), während der Weimarer Republik 14 Jahre lang als Schulsenator wesentlicher Motor der Reformpädagogik.

malige Mitglieder auch, wieder der SPD bei. Die ältesten Söhne standen bereits im Beruf oder besuchten – waren sie doch stets unter den Ersten der Klasse – die Selecta. Der Jüngste war zehn Jahre alt. Wieder zeigt sich, dass die Familie Raloff mit Hamburg-Eimsbüttel ihren Wohnsitz gut gewählt hatte. Der Sohn Friedel, mit bestem Abschluss in der Selecta, konnte die Übergangsklasse besuchen, die zum ersten Mal in der Oberrealschule Bogenstrasse eingerichtet wurde und dort Abitur machen. Mutters Liebling, der zehnjährige Gottlieb, besuchte ab Ostern 1919 die Versuchsschule Telemannstraße. Ein Grund mehr für Bertha, die auch in der SPD aktiv ist, sich in die nunmehr endlich ermöglichte Elternarbeit einzuschalten. Gemeinsam wurden Feste und Aufführungen vorbereitet sowie Klassenreisen und Schullandheimaufenthalte mit Elternbegleitung, bei denen die Eltern – vor allem Mütter – organisieren, kochen, bei der Gartenarbeit anleiten und vieles mehr, während die Väter eher am Wochenende beim Ausbau und der Reparatur der Schullandheime helfen. „Ohne die Mitarbeit der Eltern hätten die damaligen Schulen sich Schullandheime gar nicht leisten können.“<sup>32</sup>

Bertha Raloff hatte offensichtlich Erfolg bei der Elternarbeit. Diese Frau, die selbst nur dreieinhalb Jahre die Schule besucht hatte, wurde in den Hamburger Gesamtelternrat gewählt, saß außerdem im Distriktsvorstand der SPD-Frauen und betreute als „Tante Bertha“ Kinderfreizeiten der Arbeiterwohlfahrt. Und das Engagement der Eltern war Beispiel für die Söhne: Mehrere engagierten sich in der Arbeiterjugend, alle später im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, der Vereinigung zum Schutz der Republik gegen die Feinde von rechts und links. Der Älteste, Karl, war inzwischen Redakteur des „Volkswillen“ in Hannover und dort Leiter der Eisernen Front, einem Zusammenschluss der republiktreuen Organisationen, er wurde 1932 in den Reichstag gewählt und gehörte zu den Abgeordneten, die nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten gegen das „Ermächtigungsgesetz“ stimmten. Bruder Friedel, Jurastudent, war Vorsitzender des republikanischen Studentenbunds, der Jüngste, Gottlieb, machte das Abitur mit dem Arbeiterabiturientenkursus, den seine Brüder Heinrich und Max dort schon vorher

---

32 *Lehberger/Schmidt, Früchte der Reformpädagogik, S. 21.*

absolviert hatten, und engagierte sich ebenfalls, 1932 war er Vorsitzender der Pädagogik-Studentenvereinigung. Und auch Max, der Autor der Erinnerungen, war aktiv in der SPD, im Reichsbanner und als Vorsitzender des Arbeiter-Sportvereins „Fichte Eimsbüttel“.<sup>33</sup> Auch bei „Fichte Eimsbüttel“ war demokratisches Engagement gefragt. Max erinnerte sich: „Ich sorgte dafür, dass der Verein nicht von den Kommunisten über den Schnabel genommen wurde, wie es anderen Vereinen passierte. Ich wurde von den Kommunisten mehr gehasst als die Nazis. Noch im Februar 1933 rief ich alle Vereinsmitglieder in unserer Vereinszeitung auf, bei der kommenden Wahl zu verhindern, dass die Nazis an die Macht kamen, weil dies auch den Untergang der Arbeitersportbewegung bedeuten würde. Wie recht ich hatte“.

## 5. Mit Anstand überleben!

1933: Bertha Raloff, seit dem Jahr 1929 Witwe, musste alle Ämter aufgeben, ihre SPD wurde im Juni verboten. Ihr ältester Sohn musste Hals über Kopf nach Dänemark fliehen – der Zufluchtsort vieler Hamburger Sozialdemokraten in jener Zeit. Dem Zweitältesten, Heinrich, teilte man nach bestandener Assessorprüfung mit, dass er nicht in den Staatsdienst übernommen würde, war er doch bekannt als Führer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold an der Universität Hamburg. Georg, Distriktsleiter der SPD, wurde verhaftet und im Gestapo-Hauptquartier Stadthaus schwer misshandelt. Er behielt zwar seine leitende Position bei einer jüdischen Firma, stand jedoch ständig unter Polizeiaufsicht. Der Jüngste, Gottlieb, konnte die angebotene Assistentenstelle an der Universität nicht antreten und wurde zum Staatsdienst nicht zugelassen. Der Chronist Max verlor 1933 seine Stelle beim Arbeitsamt, und die Arbeitslosenunterstützung reichte für ihn und seine Frau kaum zum Leben. Bruder Friedel war im Jahr 1933 Amtsrichter in Itzehoe, wurde unter Druck Mitglied des NS-Kraftfahrerkorps, hielt Vorträge über Rechtspflege, und als man ihn als Richter zum Sondergericht

---

33 Der Verein wurde 1893 gegründet, 1913 in „Fichte Eimsbüttel“ umbenannt und 1933 aufgelöst. Heute firmiert er nach Fusionen mit anderen Vereinen im Jahr 1976 als „Eimsbütteler Sportverein Grün-Weiss Hamburg von 1901 e. V.“.

Kiel versetzen wollte, meldete er sich lieber freiwillig zur Wehrmacht. Er ist der Einzige, der diese Zeit nicht überlebte, er ist kurz vor Kriegsende gefallen.

Es ist beeindruckend, mit welcher Standfestigkeit die Brüder Raloff sich den Versuchen – der Versuchung – entzogen, dem NS-System und den Angeboten widerstanden, die mit einer Parteimitgliedschaft oder Offizierslaufbahn lockten. Die flauere Entschuldigung: „Ich musste doch an meine Familie denken“, die so häufig nach 1945 geäußert wurde, galt nicht für sie. Ein Musterbeispiel dafür ist die detaillierte Beschreibung des Chronisten Max Raloff. Durch Glück und einen Zufall erhielt er nach längerer Arbeitslosenzeit eine Stelle bei der Versicherung Deutscher Ring, 1913 gegründet als Versicherung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbands (DHSV). Der antisemitische Verband nahm weder Juden noch Frauen auf, agitierte gegen die Frauenemanzipation und das „jüdische“ Großkapital. Dass Max Raloff Sozialdemokrat war, ist beim Deutschen Ring bekannt, er wurde jedoch aufgrund seiner Fähigkeiten geschätzt, und es gab verschiedene Versuche, ihn einzubinden, denn, wie er feststellt, „Mein Vorgesetzter im Deutschen Ring, Diplomvolkswirt, war, wie er mir erklärte, früher Anhänger der Deutschen Volkspartei (Stresemann) gewesen. Wie alle leitenden Angestellten des Deutschen Ringes war er ab 1. Mai 1933 in die NSDAP und in die SA eingetreten. Allerdings habe ich nie gesehen, dass er zu meiner Zeit dort Dienst tat“. Der mangelnde Einsatz von Max Raloff bei der NS-Werkschar des Deutschen Rings erregte Unwillen, als kleineres Übel meldete er sich als Blockhelfer bei der NS-Volkswohlfahrt in Hamburg-Eimsbüttel. Dennoch musste er sich weiterer Angebote zum Parteieintritt erwehren, keine leichte Aufgabe, wenn ihm unterstellt wurde, man müsse annehmen, er sei ein Staatsfeind.

Max Raloff wurde 1939 zu einer Transportkolonne einberufen, kehrte nach Kriegsende am 18. Mai 1945 zurück und meldete sich sofort zur Arbeitsaufnahme beim Deutschen Ring. Dann geschah etwas Unerwartetes: „Am 22. Juni 1945 wurde ich von der britischen Militärregierung entlassen und erhielt bis zu meiner Wiedereinstellung Ende November 1947, also beinahe zweieinhalb Jahre, keine Arbeitslosenunterstützung“.

## 6. Der Deutsche Ring – ein deutsches Lehrstück

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass der Deutsche Ring ein Versicherungsunternehmen des völkischen antisemitischen Deutschen Handelungsgehilfen-Verbands war. Sieht man sich heute die offizielle Selbstdarstellung des Deutschen Rings/DAG an, so ist unter der Überschrift „Meilensteine in über 90 Jahren Unternehmensgeschichte“ unter anderem zu lesen:

„1913: Gründung der heutigen Deutscher Ring Lebensversicherungs-AG in Hamburg als Volksversicherung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, einer damaligen Angestelltengewerkschaft“.

„1933: Der Deutsche Ring wird wie auch andere Versicherungsgesellschaften zwangsweise als Unternehmen der Deutschen Arbeitsfront in den nationalsozialistischen Staat integriert; Gewerkschaften und deren Unternehmen werden zerschlagen“.<sup>34</sup>

Anders wird die Historie auf der Internetseite der Privaten Krankenversicherungen dargestellt:

„Auf Grund der Zusammenarbeit mit der NSDAP wurde das Unternehmen der Deutsche Ring von dem Alliierten Kontrollrat geschlossen“.<sup>35</sup>

Max Raloff hatte 1937 nebenberuflich an der Universität Hamburg seine Prüfung als Diplom-Versicherungssachverständiger abgelegt und wurde, wie er schreibt, nach einem schnellen Aufstieg im Betrieb in die höchste Tarifklasse der Versicherungsangestellten eingereiht. Alle wussten, dass er ein ehemaliger Sozialdemokrat war und nicht in die NSDAP eintreten wollte. Mehrfach erwähnt er führende Angestellte mit dem goldenen Parteiabzeichen. Das heißt: 1945 meldete sich da einer zurück, der genau wusste,

34 URL: <<http://www.versicherungen.de/historie1.0.html>> [9.2.2012].

35 URL: <<http://www.pkv-financial.de/Private-Krankenversicherungen/Krankenversicherung-VVaG/Deutscher-Ring-Krankenversicherung.html>> [9.2.2012]; vgl. zudem *Ingo Böhle*, „Juden können nicht Mitglieder der Kasse sein“. Versicherungswirtschaft und die jüdischen Versicherten im Nationalsozialismus am Beispiel Hamburg, Hamburg 2003, auch online unter URL: <<http://www.hamburg.de/contentblob/72136/data/ingo-boehle-juden-koennen-nicht-mitglieder-der-kasse-sein-versicherungswirtschaft-und-die-juedischen-versicherten-im-nationalsozialismus-am-beispiel-hamburgs-lzpb-hamburg-2003.pdf>> [10.2.2012].

wer „Dreck am Stecken“ hatte. Und wer einmal in Personalakten des Staatsarchivs Hamburg die Fragebögen der NSDAP und die Antworten auf den entsprechenden Fragebögen der Alliierten verglichen und festgestellt hat, wie da gelogen und verharmlost wurde, wird begreifen, dass die Rückkehr des Max Raloff von manchem Kollegen ungern gesehen wurde. Die Alliierten versuchten, wenigstens aus den Spitzenpositionen ehemalige Nationalsozialisten zu entfernen – und der Einzige mit einer sauberen Weste wurde entlassen! Max Raloff vermutete, dass Bestechung und Intrigen den verantwortlichen britischen Offizier dazu veranlasst hätten. Er kämpfte erfolgreich um seine Rehabilitierung und wurde noch im Dezember 1947 als Sozialdirektor und Handlungsbevollmächtigter der Nachfolgeorganisation „Neue Welt/DAG“ des Deutschen Rings nach dessen Liquidation eingestellt.

Ein SPIEGEL-Artikel vom 21. Februar 1948 lässt aufhorchen: „Weil ich Christ bin. Unsere Gegner sitzen links“.<sup>36</sup> Hans Sube, zweiter Vorsitzender der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft (DAG), wurde aus, wie er meint, nichtigem Anlass ab dem 2. Februar beurlaubt. Herbert Dau<sup>37</sup>, Vorsitzender der DAG, hatte ihm erklärt, man könne nicht mehr mit ihm zusammenarbeiten. Sube war von der Militärregierung bei der Liquidation als Treuhänder eingesetzt worden und beklagt sich nicht nur, „dass einseitige Parteipolitik in die Betriebe hineingetragen werde, gerade wie unter den Nationalsozialisten“, sondern warf dem Vorsitzenden des Aufsichtsrats, Wilhelm Dörr, vor, „umstrittene Mitarbeiter in die ‚Neue Welt‘ zu holen: Raloff, Mitglied der SPD, der von der Militärregierung vor der Umwandlung aus dem ‚Deutschen Ring‘ hinausgeworfen wurde, weil er einen politisch Belasteten deckte. Raloff ist heute Sozialdirektor der ‚Neuen Welt‘“.<sup>38</sup> Anlässlich einer Tagung war Sube bereits mit dem Vorstandsmitglied Geiger zusammengestoßen, einem Enkel Wilhelm Liebknechts, Gegner des früheren Deutschen nationalen Handlungsgehilfen-Verbands.

---

36 URL: <<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-44415692.html>> [9.2.2012].

37 Herbert Dau, Sozialdemokrat, 1946–1978 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, 1960–1978 deren Präsident.

38 Wie Anm. 36.

Hans Sube, geboren am 2. November 1895 in Hamburg, war Sohn einer achtköpfigen Arbeiterfamilie, seit 1918 hauptamtlich Gewerkschaftsfunktionär beim Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband und wurde 1933 wegen politischer Unzuverlässigkeit von den Nationalsozialisten entlassen und verhaftet.<sup>39</sup> Diese Informationen über Sube stammen aus offiziellen Mitteilungen der DAG in dem Jahr, in dem er mit der Liquidation des Deutschen Rings beschäftigt war, die angegebenen Gründe für seine Verhaftung sind nicht nachprüfbar. In dem erwähnten SPIEGEL-Artikel heißt es weiter: „Sube will wissen, diese Abneigung [des DAG-Aufsichtsrats] gründe sich gerade auf seine frühere Zugehörigkeit zum DHV, der in dem Verruf steht, antisemitisch gewesen zu sein, eine Art völkische Gruppe in der Gewerkschaftsbewegung. Sein Gegenspieler war der Zentralverband der Angestellten (ZdA) mit sozialistischer Führung.“<sup>40</sup>

Das ist die gleiche schwammige Wortwahl wie in den Antworten auf die Fragebögen der Militärregierung. Auf einmal steht der DHV im „Verruf“ antisemitisch gewesen zu sein, und dass der freigewerkschaftliche ZdA mit „sozialistischer Führung“ in der Eisernen Front bis zuletzt für die demokratische Republik gekämpft hatte, hielt damals auch nicht „Der SPIEGEL“ für erwähnenswert. Dass ehemals verfolgte Sozialdemokraten in Führungspositionen kamen, war plötzlich einseitige Parteipolitik, und es wurde übersehen, dass ehemalige Mitläufer und Nationalsozialisten schon wieder Morgenluft witterten. Schon 1947 wurden die Aufgaben der Entnazifizierung von den Alliierten den Ländern übertragen. Das vom Deutschen Bundestag beschlossene 131er-Gesetz vom 11. Mai 1951 sollte dann allen ehemaligen Nationalsozialisten mit Ausnahme der in die Gruppen I (Hauptschuldige) und II (Schuldige) Eingestuften einen Rechtsanspruch auf Wiedereinstellung ermöglichen. Damit fand die sogenannte Entnazifizierung auf Bundes- und Länderebene ihr Ende.

---

39 URL: <<http://dag-forum.de/viewtopic.php?t=222&sid=22a68f3ba074e4c74688615866663836>> [9.2.2012], Quelle: DAG-Post, Nr. 26/27, 1. März 1947, Rundbrief für die Mitarbeiter und Mitglieder der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft.

40 Wie Anm. 36.

Nach der Einleitung eines Verbotsverfahrens gegen die 1949 gegründete NSDAP-Nachfolgepartei Sozialistische Reichspartei im Jahr 1951 war die politische Führung der Bundesrepublik Deutschland auch aus Gründen der Stabilisierung der Demokratie geneigt, die Voraussetzungen für die Integration der NS-Anhänger zu schaffen.

Die Auswirkungen wurden erst später sichtbar. Nur ein Beispiel: Im Mai 1954 prangerte die Sozialdemokratin Jeanette Wolff, die zwei ihrer Töchter im Konzentrationslager verloren hatte, im Bundestag die Verschleppungstaktik hinsichtlich der „Wiedergutmachung“ an. „Herr Bundesfinanzminister, [...] Sie haben hinter das Projekt, das diejenigen umfasst, die als Widerstandskämpfer oder als religiös und rassistisch Verfolgte in der Nazizeit gelitten haben, nicht die Wärme gesetzt, die Sie bei der Ausweitung des Gesetzes zu Artikel 131 [des Grundgesetzes] bewiesen haben. Da hätten Sie am liebsten noch die gesamte Gestapo und den SD hineingenommen“.<sup>41</sup>

Der Kampf der ehemaligen Widerstandskämpfer und Ermordeten beziehungsweise ihrer Angehörigen um entsprechende „Wiedergutmachung“ zog sich bis in die 1960er Jahre hin. Die Brüder Raloff aber hatten Glück, alle erreichten einflussreiche Positionen in Politik, Wirtschaft und Verwaltung. Karl, der nach Dänemark flüchten musste, fand seine neue Heimat dort, als Presseattaché bei der Deutschen Botschaft. Doch es war nicht nur Glück, es war auch der Wille zu lernen, sich zu engagieren, standfest zu bleiben in schwierigen Zeiten.

---

41 Zit. nach: *Jeanette Wolff*, Mit Bibel und Bebel. Ein Gedenkbuch, hrsg. v. *Hans Lamm/G. David Grossmann/Nora Walter*, Bonn 1980, S. 87.

Max Raloff

## Lebenserinnerungen

Die Anregung zur Abfassung einer kleinen Familiengeschichte erhielt ich, als mein Bruder Karl mir anlässlich meines 65. Geburtstages im Oktober 1969 das zwar damals nur in dänischer Sprache erschienene Buch „Ein bewegtes Leben, vom Kaiserreich und Weimarer Republik bis nach Dänemark“ überreichte. In diesem Buch berührt er auch kurz seine Herkunft und das Familienleben. Aber das alles konnte nur sehr kurz sein, da er ja vor allem sein eigenes Leben in dieser Zeit beschreiben wollte, die sehr abwechslungsreich war.

### 1. Eltern und Großeltern

Die Vorfahren meines Vaters waren in Mecklenburg in der Umgebung von Wismar beheimatet und mein Großvater war Tagelöhner auf einem Gut.<sup>1</sup>

Mein Großvater mütterlicherseits, Jochen Übler<sup>2</sup>, wurde 1845 als uneheliches Kind von einer 15-jährigen Mutter geboren. Von seinem Vater weiß man nichts, aber es könnte ein hochbegabter Mann gewesen sein, da das Abgangszeugnis Jochens von der Schule im Jahre 1857 in allen Fächern nur Einsen auswies. Das ist nur glaubwürdig, weil das Original vorliegt. Er wuchs bei seinem Großvater in Kirchrimbach im Steigerwald auf, der Gastwirt war. 1859 ging der Junge zu seinem Onkel in die Lehre. Nach beendeter Lehre wanderte er 1865 nach Norddeutschland aus und ließ sich in Lübeck nieder, wo er eine eigene Werkstatt eröffnete und 1874 meine Groß-

---

1 Der Vater Heinrich Friedrich Theodor Raloff wurde 1872 in Alt-Farpen, 15 Kilometer nordöstlich von Wismar geboren. Aus dieser Gegend stammten auch alle Vorfahren der vergangenen 200 Jahre. Aus unbekanntem Gründen zog die Familie dann zunächst nach Gramkow, zehn Kilometer nordwestlich von Wismar, wo der jüngere Bruder Carl Johann Christian Raloff 1876 zur Welt kam, und dann zogen sie weiter zum Gut Meetzen, 50 Kilometer südwestlich von Wismar.

2 Richtiger Name laut Taufschein: Johann Konrad Übler.

mutter, eine Bauerntochter, heiratete, mit der er zwei Töchter und fünf Söhne hatte. 1884 siedelte die Familie nach Altona über.

Mein Großvater Übler<sup>3</sup> starb schon 1901 an Typhus, so dass meine Großmutter, die ihn um 33 Jahre überlebte, ihre beiden Jüngsten, die noch schulpflichtig waren, nun allein großziehen musste. Sie ging außer Haus zum Waschen und Reinmachen. Sie hat bis zu ihrem 80. Lebensjahr morgens und abends Zeitungen ausgetragen. Als ältestes Kind aus einer kleinen Bauernfamilie mit fünf Kindern hat sie schon von jung an nichts als arbeiten und Verantwortung gekannt und darüber nie geklagt. Sie selbst war eine Frau, die sich nicht um die große Politik, sondern nur um ihre vielköpfige Familie kümmerte, die aber dennoch das Andenken ihres hochpolitischen früh verstorbenen Mannes in Ehren hielt. In ihrer kleinen abgeschrägten Dachwohnung in der Friedensstraße in Altona hatte sie in ihrem Wohnzimmer an den Wänden bis zuletzt zwei Bilder hängen: die sozialdemokratischen Reichstagsfraktionen der Jahre 1884 und 1887. Ihre Lieblingslektüre war „Der Volkswille“, den ihr mein Bruder Karl, der Redakteur in Hannover war, regelmäßig zustellen ließ. Der Sohn und die beiden Töchter waren selbstverständlich alle aktive Sozialdemokraten. Der väterliche Onkel und die Onkel Willi und Christian aus der Familie Übler waren stolz auf ihre 50-jährige Mitgliedschaft in der SPD und waren bis ins hohe Alter aktive Streiter für die Partei. Zwei weitere Onkel sind im Ersten Weltkrieg gefallen. Der Jüngste ist 1921 in Argentinien umgekommen.

Meine Mutter Bertha Barbara Übler wurde am 18. Oktober 1876 als zweitältestes Kind in Reeke bei Lübeck geboren und siedelte dann als achtjähriges Kind mit der Familie nach Altona über. Sie war eine äußerst fleißige Frau, mit Geist und Energie geladen und hatte von ihren Eltern deren beste Seiten mitbekommen.

Wie ihr Vater war sie schulisch hochbegabt, was ihr Abgangszeugnis aus der Bürgerschule beweist. Sie hat uns erzählt, dass sie über ihr Abschlusszeugnis geweint habe, weil sie im Schreiben neben all den Einsen in den

---

3 Er arbeitete dort als Küfer (Faßmacher).



Abbildung 1:  
Bertha Raloff, geb. Übler (Sommer 1918)  
Privatarchiv Helmut Raloff, Hamburg

anderen Fächern nur eine Zwei erhalten habe. Nach der Schulzeit ging sie – wie damals noch üblich – in den Dienst der sogenannten Herrschaften, lernte die Hauswirtschaft und vor allem das Kochen. 1898 lernte sie meinen Vater kennen, den sie Weihnachten 1898 heiratete. Im Gegensatz zu meiner Mutter, die äußerst temperamentvoll war, war mein Vater ein ruhiger, aber ein äußerst zuverlässiger Mann, der sich seiner Verantwortung voll bewusst war. Er stammte aus der Gegend um Wismar in Mecklenburg und wurde dort am 18. Februar 1872 geboren. Er musste für seinen Vater noch zwei Jahre auf dem Gutshof Tagelöhnerdienste leisten, bevor er 1890 nach Hamburg übersiedeln durfte.<sup>4</sup> Obgleich er nur im Winter<sup>5</sup> die Schule besucht

---

4 Bis 1918 galt die alte mecklenburgische Gutsuntertänigkeit. Tagelöhner und ihre Kinder brauchten die Erlaubnis des Gutsherrn, sich woanders Arbeit zu suchen (Wanderung Raloffs über Gramkow nach Meetzen, dort erhielt er die Freistellungsurkunde).

5 Im Sommer mussten auch die Kinder auf den Feldern des Guts arbeiten.

hatte, war er im Schreiben und Rechnen hervorragend bewandert und ein Mann mit Witz und Humor.

## 2. Familienalltag

In kurzer Reihenfolge wurden wir Brüder 1899, 1900, 1902, 1903 und 1904 geboren und dann 1909 noch mein jüngster Bruder Gottlieb, der Stolz meiner Mutter. Es gab mehrere Fehlgeburten. Der Wunsch, auch eine Tochter großzuziehen, ging leider nicht in Erfüllung. Viele Kinder in einer Arbeiterfamilie waren zu der Zeit üblich, aber wenn sich diese Familien dank des Fleißes und der Verantwortung der Eltern aus dem üblichen Schicksal der Arbeiterfamilien mit vielen Kindern heraushoben, war das auch damals schon etwas Besonderes. Für meine Eltern gab es nur Mühe und Arbeit. Mein Vater hatte als Kutscher immer einen 14-Stunden-Tag. Außerdem musste er auch morgens und abends die Pferde füttern. Meine Mutter kam mit 14 Stunden Arbeit nicht aus, sondern musste 16 bis 17 Stunden arbeiten. Solange die Kinder klein waren und sie sich nicht auf sie verlassen konnte, nähte sie nachts an der Maschine für zusätzliche Groschen. Als die Kinder größer waren, ging sie mindestens fünf Tage in der Woche zum Waschen und Reinmachen. Später half sie im Delikatessenladen als Verkäuferin aus. Die monatliche Einnahme daraus betrug 66 Mark, und dazu kamen mindestens noch 50 Mark im Monat für andere Arbeiten. Außerdem fiel bei der Arbeit bei den wohlhabenden Familien immer altes Zeug ab, das Mutter dann für uns passend machte. Dazu kamen noch die Groschen, die meinem Bruder, der als Jüngster noch nicht eingespannt war, beim monatlichen Kassieren von den Zeitungslesern des „Hamburger Echo“ zugesteckt wurden. Niemals hätte einer daran gedacht, dass ihm dieses Trinkgeld selber gehört, sondern jeder war glücklich, der Mutter den höchsten Betrag aushändigen zu können. Zu Weihnachten gratulierten wir allen Lesern der Zeitung und erhielten Geld, Kuchen und Apfelsinen in einer Fülle, dass wir zwei Kinderwagen voll nach Hause fahren konnten und die Mutter uns von dem Bargeld nicht nur die Weihnachtsgeschenke kaufen, sondern auch noch für alle Matrosenanzüge nähen konnte. Während Vater und Mutter zur Arbeit waren, mussten wir großen Brüder häusliche Arbeiten verrichten und auf die kleinen Brüder aufpassen.



Abbildung 2:  
Max Raloff, vorne in der Mitte sitzend, mit seinen Brüdern (1911)  
Privatarchiv Helmut Raloff, Hamburg

Der ganze Stolz der Eltern in der Dreizimmerwohnung war die gute Stube, die nur Weihnachten, Ostern und an den Samstagabenden geöffnet wurde, wenn die Brüder meiner Mutter zu Besuch kamen und mit dem Vater Skat spielten. Dafür schliefen wir fünf Brüder in einem Zimmer und der Jüngste im Schlafzimmer der Eltern. Gewohnt wurde in der Küche und gebadet wurden wir jeden Sonnabend in einem Holzzuber, bevor es das reine Nachtgewand gab. Gehungert haben wir nie. Unsere Mutter war eine großartige Köchin und wusste auf einen Schinkenknochen, der billig abgegeben wurde, herrlich saure Suppen zu kochen. Daneben gab es auch Erbsen, Kohl und alle sonstigen Hausgerichte, von denen meine Mutter sagte: „Esst man – schmeckt gut!“ Wir haben leider den guten Geschmack erst als Erwachsene richtig zu schätzen gewusst.

Trotz ihrer vielen Arbeit war die Mutter immer fröhlich und sang beim Plätten nach dem Abendessen in der Küche die schönsten Lieder. Sie hatte eine wundervolle Stimme. Wir Kinder lauschten ihr und sangen begeistert mit. Mein Vater kam meistens erst gegen 20.00 oder 21.00 Uhr von seiner Arbeit heim, und dann half Mutter ihm beim Abrechnen seiner Kasse. Persönlich gönnten meine Eltern sich kaum etwas, und wenn sie meinem Vater nach langem Arbeitstag eine Karbonade gönnte, so waren wir Kinder nicht neidisch, zumal mein Vater einem zuschauenden Kind immer wie selbstverständlich etwas abgab. Wenn mein Vater am Sonntagvormittag vom Füttern der Pferde nach Hause kam, so wartete auf ihn der Haarschnitt für die Jungen und das Besohlen der Schuhe und Gerademachen der Absätze. Ärgerlich konnte meinen Vater nur machen, wenn einer zu spät solche Schäden meldete und eine Reparatur dadurch unmöglich war. Einem der Brüder hatte er deshalb einmal angedroht, ihm die Schuhe auszuziehen und die Füße zu teeren.

Nach dem Mittagessen bekamen wir am Sonntag alle zehn Pfennig, um eine Kindervorstellung zu besuchen und gleichzeitig den Eltern eine Stunde der Ruhe im Einerlei des Wochenablaufs zu gönnen. Meine Eltern waren damals bereit, monatlich 40 Mark für Miete aufzuwenden, obwohl der Vater nur 36 Mark wöchentlich verdiente. Natürlich gab es weder Dusche noch Warmwasser, die Gasleitung war gerade erst gelegt und hatte die Petroleumlampe abgelöst. An Elektrizität war noch gar nicht zu denken.

Vor dem Ersten Weltkrieg wurde der sogenannte Kinderschutz von der SPD eingeführt, der Kinder vor Ausnutzung durch Eltern und Betriebe schützen sollte. Genossen der eigenen Partei meiner Eltern zeigten uns wegen des Zeitungsaustragens vor der Schulzeit an. Da wir aber beim eigenen Rektor die Zeitungen austrugen, der genau wusste, dass wir in der Schule gut waren und abends früh ins Bett gesteckt wurden, wurde diese Anzeige zunächst abschlägig beschieden.<sup>6</sup> Die Verfechter des Kinderschutzgesetzes machten sich anscheinend wenig Gedanken darüber, wie ein Arbeiter mit sechs Kindern ohne Kindergeld seine Familie durchbringen kann und schlu-

---

6 Das stimmt nicht ganz, zwei polizeiliche Strafbefehle liegen vor.

gen stur alle Fälle über einen Leisten, statt sich nach den Umständen des einzelnen Falles umzusehen.

Wir fünf ältesten Brüder waren alle in Ottensen (auch Mottenburg genannt<sup>7</sup>), der ersten Wohnung unserer Eltern, geboren und dort auch getauft worden. Ostern 1906 zogen wir nach Hamburg in die Eduardstrasse in Eimsbüttel um<sup>8</sup>, da mein ältester Bruder zur Schule kam und die Eltern ihm eine gute schulische Ausbildung (Hamburgs Schulwesen war damals berühmt) zuteil werden lassen wollten. Als erste Erinnerung von mir befanden sich noch Zimmer im Keller unter unserer Parterrewohnung, also im Souterrain. Wir hielten uns nur kurz dort auf und zogen dann (1907) in eine Terrassenwohnung<sup>9</sup> in der Schwenckestraße, 1910 dann zum Hellkamp in eine Parterrewohnung und kurz darauf 1912 in eine geräumige Dreizimmerwohnung in der Schwenckestraße, die meine Mutter bis zu ihrem Tode im Jahre 1939 bewohnte.

Mein Bruder Karl hat seine Eltern auch nicht enttäuscht und war vom ersten bis zum letzten Tag Klassenprimus in der Schule Rellingnerstraße und später Lutterothstraße. Die nächsten vier Brüder besuchten alle die Volksschule in der Schwenckestraße. Es war eine kleine Straße, in der wir auch wohnten. Sorgen wegen unserer schulischen Leistungen und wegen der Gefahr einer Nichtversetzung haben unsere Eltern nie gehabt, was wahrscheinlich in erster Linie auf Großvaters und Mutters großartige Schulleistungen zurückzuführen war. Die Eltern hatten dreimal im Jahr das Zeugnisbuch zu unterschreiben und sich davon zu überzeugen, dass wir auf den vorderen Klassenplätzen saßen und mein Bruder Friedel gleichfalls immer Klassenprimus war.

---

7 Die preußische Stadt Ottensen, seit 1889 Altona eingemeindet, hatte mehrere Glasbläsereibetriebe und viele Zigarrenarbeiterwerkstätten. Die Arbeiter dort litten damals als verbreitete Berufskrankheit, aber auch wegen der ungesunden Wohnverhältnisse häufig unter Tuberkulose; man sagte: „Der hat die Motten (auf der Lunge)“, woraus sich die Bezeichnung „Mottenburg“ für Ottensen ableiten könnte.

8 Dieser Hamburger Stadtteil ist ein sehr dicht und großzügig bebautes Viertel im Westen Hamburgs zwischen Altona und der Innenstadt. Ende des 19. Jahrhunderts wohnte dort eine gemischte Bevölkerung, Kleinbürgertum und Arbeiter, ausgenommen die nahe der Alster gelegenen Gebiete, in denen die sehr begüterten Bürger lebten.

9 Terrassenwohnung: Häuserzeilen mehrstöckiger Häuser mit kleinen Wohnungen im Hinterhofbereich der Vorderhäuser werden in Hamburg bis heute so genannt.

Unser jüngster Bruder Gottlieb wurde im Mai 1909 als Nachkömmling schon in Hamburg geboren, besuchte von 1916 bis 1919 gleichfalls die Volksschule Schwenckestraße und wurde dann in die neu errichtete Versuchsschule Telemannstraße umgeschult, in der nach neuen pädagogischen Methoden unterrichtet wurde. Er war so aufgeweckt und fand so viel Anerkennung, dass man ihn 1924 in die Aufbauschule Hohe Weide versetzte, damit er sein Abitur machen konnte. Doch darüber später.

### 3. „... uns aus dem Elend zu erlösen, können wir nur selber tun“

Nachdem meine Mutter ihre sechs Jungen aus dem Größten heraus hatte, übernahm sie als überzeugte Sozialistin im Andenken an ihren Vater alle möglichen Aufgaben. Während mein Vater seit 1914 als Landsturmmann in Russland und Frankreich im Schützengraben lag, übernahm meine Mutter 1917 die Kassenführung in einer Kriegsküche, die in der Turnhalle der neuen Schule Schwenckestraße 100 eingerichtet war. Im Kriegswinter 1916/17 haben wir monatelang nur von Steckrüben gelebt und uns im Februar 1917 einen Schrebergarten zugelegt, der uns in den nächsten Jahren über Kartoffel- und Gemüseengpässe hinweggeholfen hat.

Meine Mutter und einer meiner Brüder, Heinrich, gingen von der SPD zur USPD während mein Vater und die anderen Brüder bei der SPD geblieben sind. Wir waren alle froh, als die USPD sich spaltete und die Familie wieder vollzählig in der SPD vereinigt war.

Meine Mutter war dann in der Versuchsschule<sup>10</sup> Elternratsmitglied und gehörte auch dem Hamburger Gesamtelternrat an. Sie war im Distriktsvorstand der SPD-Frauen und stellte sich in den Ferien der Arbeiterwohlfahrt in der Kinderbetreuung auf dem Köhlbrand zur Verfügung. Als Tante Bertha war sie überall bekannt, und der gute Ruf, den die Familie – nachdem alle Söhne in der Arbeiterjugend, im Reichsbanner, im Arbeitersport und in der Partei aktiv und führend waren – in unserer Gegend genoss, war so groß,

---

10 Schule Telemannstraße.

dass viele Menschen unsere Familie als beispielhaft für eine sozialdemokratische Arbeiterfamilie ansahen.



Abbildung 3:  
Familie Raloff während des Ersten Weltkriegs (1918)  
Privatarchiv Helmut Raloff, Hamburg

Ein großer Schatten fiel auf dieses Familienglück. Mein Vater war von 1912 bis 1921 als Kutscher in der Schokoladenfabrik Fortschritt (genossenschaftlicher Betrieb) beschäftigt. 1921 streikten die Arbeiter der Fischfabrik der GEG (Groß-Einkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine) und deren Fuhrwerke. Mein Vater, der mit dem Betrieb der GEG arbeitsmäßig gar nichts zu tun hatte, sollte dort nun Fische fahren, also Streikbrecherdienste leisten. Er weigerte sich und wurde entlassen. Der andere Kutscher wurde von der neuen großen GEG, die Nachfolgerin der Fabrik Fortschritt war, übernommen. Natürlich hat mich dieser Schicksalsschlag – das muss ich ehrlich bekennen, da ich damals noch ein junger Mensch war, nicht so hart betroffen wie es Vater traf, da man schon seine eigenen Sorgen hatte. Es ist mir erst

später zu Bewusstsein gekommen, was ein Genossenschaftsbetrieb meinem Vater angetan hat, weil ich auch in den letzten Jahren immer wieder in anderen Fällen erleben musste, dass die Genossenschaften sich gegenüber ihren Angestellten und Arbeitern nicht anders verhalten als Unternehmer. Ich habe mich später nur gewundert, dass meine Eltern damals nicht wegen dieser Behandlung an ihren Idealen gezweifelt haben, da wir damals die großen Genossenschaften doch als ein Ziel der Arbeiterbewegung ansahen.

Mein Vater kassierte auch aushilfsweise für den Transportarbeiterverband, ging mit in den Hafen, arbeitete viele Male aushilfsweise auf dem Friedhof und ging zur Vulkanwerft.<sup>11</sup> Am 9. Februar 1929 ist er dann von einem Tag zum anderen einem Herzschlag erlegen. Weiterhin hatte er zu viel Übergewicht, aber das rührte nicht vom Alkohol her, sondern sicherlich auch von einer falschen Lebensweise in der damaligen Zeit. Wie gern aßen damals einfache Menschen geräucherte Schweinebacken. Wie gern trank man jeden Abend einen großen Topf voll Kakao aus!

Als mein Vater starb, waren wir Brüder altersmäßig zwar aus dem Gröbsten heraus, aber mit der Ausnahme meiner Brüder Karl und Georg waren wir doch alle noch in der Ausbildung; andererseits mussten wir uns nun wieder Gedanken machen, wie unsere Mutter jetzt ihren Haushalt führen sollte, zu dem damals außer ihr noch meine Brüder Georg und Gottlieb gehörten. Die Witwenrente, die sie nach dem Tode meines Vaters erhielt, betrug etwa 50 Mark im Monat. Wir Brüder setzten uns deshalb zusammen und einigten uns auf einen Betrag von 90 Mark, den wir unserer Mutter monatlich zuführten. Mich setzte man als denjenigen ein, der diese Summe der Mutter im Monat auszuhändigen hatte. Gern hätte die Mutter gewusst, was der einzelne dazu gab, um zu prüfen, ob auch alles gerecht zugeht. Mit 140 Mark ist meine Mutter bestens ausgekommen, zumal mein Bruder Schorsch (Georg) im Haus wohnte und großzügig zum Familienunterhalt beitrug. Meine Mutter brauchte nicht mitzuarbeiten, und 1933 musste sie erleben,

---

11 Mit vielen wechselnden Arbeitsverhältnissen gehörte er zu den unständig Beschäftigten.

dass es nach der Machtergreifung Hitlers auch mit allen ihren ehrenamtlichen Tätigkeiten in der Partei und der Arbeiterwohlfahrt vorbei war. Sie hat noch miterlebt, dass ihr ältester Sohn mit seiner Familie nach Dänemark flüchten musste, und dass ihren anderen Söhnen das berufliche Fortkommen erschwert oder unmöglich gemacht wurde, weil sie aktiv gegen den Nationalsozialismus gekämpft hatten und auch nach 1933 nicht willens waren, ihre Gesinnung zu verraten. Einen Tag vor Kriegsbeginn ist sie am 31. August 1939 einem Leberkrebsleiden erlegen und hat nicht miterleben müssen, dass ihre Söhne in den Krieg zogen und ihr Friedel gar noch am letzten Tag des Krieges in Italien fiel.

Unsere Mutter stammte mütterlicherseits von einer langlebigen Familie. Ihre Mutter starb 1934 im 83. Lebensjahr nach einem arbeitsreichen Leben und hatte sieben Kinder. Meine Mutter war das zweite der Kinder. Ihre ältere Schwester Helene starb mit 91 Jahren. Das Verhältnis meiner Mutter zu ihrer zwei Jahre älteren Schwester war herzlich. Das übertrug sich auch auf beide Familien.

#### 4. Die Brüder

Die fünf Ältesten sind alle im Arbeiterviertel Ottensen geboren. Ich persönlich habe daran keine Erinnerungen, da wir von dort im Jahre 1906 – ich war eineinhalb Jahre alt – nach Hamburg-Eimsbüttel umgezogen sind. In Ottensen hatten wir sicher nur eine Zweizimmerwohnung, denn meine Brüder erzählten, dass wir Kinder, alle im Alter von eins bis sechs Jahren, zusammen alle in einem Bett geschlafen haben: drei zum Kopfende und zwei zu den Füßen. Meine Mutter hat dies später zwar immer bestritten, wenn darauf im Scherz angespielt wurde. Immerhin habe ich jahrelang mit meinen Brüdern Schorsch und Friedel in einem Bett geschlafen. Sie haben mich in ihre Mitte genommen, während sie um die Bettdecke kämpften. Sicher habe ich mich sehr wohl gefühlt. Zu der Zeit teilten sich meine beiden ältesten Brüder Karl und Heini das zweite Bett. Der Nachkömmling Gottlieb (1909 geboren) schlief in seinem Kinderbett im elterlichen Schlafzimmer.



Abbildung 4:  
Heinrich, Max, Gottlieb, Friedel, Georg und Karl Raloff (1927)  
Privatarchiv Helmut Raloff, Hamburg

Wir sechs Brüder sind oft verwechselt worden, sofern man uns nicht ganz genau kannte, obwohl wir nach meiner Meinung in unserer Art völlig verschieden waren; aber in unseren Grundzügen müssen wir doch für den Außenstehenden übereingestimmt haben, wie sich das dann ja auch im Lebenslauf der einzelnen später zeigen sollte.

#### 4.1 Karl (geb. 1899)

Mein ältester Bruder Karl hat es als Kind besonders schwer gehabt, da er schon, sobald die anderen Brüder ihm folgten, auf uns aufpassen musste und er um das kindliche Spiel betrogen war. Als wir alle noch klein waren und Mutter nicht außer Haus gehen konnte, hat sie nachts genäht, um zum Unterhalt der Familie beizutragen, da mein Vater zu dieser Zeit sicherlich nur wenig über 100 Mark monatlich verdiente. Sobald wir aber aus dem Größten heraus waren und sie an mehreren Tagen der Woche tagsüber das

Haus verließ, um Geld zu verdienen, war dem Bruder Karl die Aufsicht über das Haus und die Brüder übertragen worden. Zwar war jedem von uns eine kleine Arbeit zugeteilt, aber sehr oft musste er für seine Brüder, besonders für Heinrich, der lieber draußen spielte, einspringen und auch die ihnen übertragenen häuslichen Arbeiten ausführen. Diese frühe Übertragung von Verantwortung hat ihn geformt und dazu beigetragen, dass er nicht nur der beste Schüler seiner Klasse war, sondern später als 16- und 17-Jähriger führende Funktionen übernahm, wie als zweiter Vorsitzender der Arbeiterjugend in Hamburg im Jahre 1916/17.<sup>12</sup> Er war der Typ eines Jungen, der sich nicht mit anderen rautte. Es war damals das große Ereignis, dass er sich tatsächlich als 13-Jähriger in eine solche Schlägerei mit einem anderen einließ, da man ihn sonst als Feigling bezeichnet hätte. Dies war aber die einzige Schlägerei, aus der er dann in seiner großen Wut als Sieger hervorging. Als Klassenprimus hatte man ihn bei Beendigung der Selecta in der Volksschule für einen Freiplatz im Lehrerseminar vorgeschlagen. Er wäre sicherlich ein sehr guter Lehrer geworden. Die Eltern lehnten diese Auszeichnung aber damals schweren Herzens ab, weil er nach dem Schulabschluss sofort zur Unterstützung der Familie beitragen musste. Selbst für die allerbesten Schüler waren aber Lehrstellen – und besonders solche mit Lehrlingslohn – in der damaligen Zeit sehr knapp. Die Masse der jungen Schulentlassenen ging damals in Handwerksbetriebe, besonders in Schlossereien, wo aber zehn Lehrlinge unter einem Gesellen tätig waren und nicht viel lernten. Daneben gingen viele Schulabsolventen der Volksschulen in die Handelshäuser, wo sie wenig oder gar nichts erhielten und oft sogar noch Geld mitbringen mussten. Der Durchschnitt und die unter Durchschnitt beurteilten Schulabsolventen und ungelernte Jungen gingen in den Hafen, wo gelernte und ungelernete Berufe vertreten waren, und warteten auf die Schiffe. Bruder Karl bekam eine Lehrstelle als Anwaltsgehilfe in der Anwaltsfirma Herz<sup>13</sup> & Berg in Altona, die von der Schule eine Bestätigung

---

12 Zusammen mit Carl Hense, Vorsitzender, und Gustav Dahrendorf, Schriftführer.

13 Dr. jur. Carl Herz, Rechtsanwalt in Altona, der 1918 zusammen mit Dr. Heinrich Laufenberg im Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat führend war. Beide traten nach Protesten anlässlich einer Großdemonstration im Januar 1919 von ihren Ämtern zurück. Vgl. *Christian Hanke, Selbstverwaltung und Sozialismus: Carl Herz, ein Sozialdemokrat, Hamburg/Münster 2006.*

erhielt, dass er nicht nur der beste Schüler seines Jahrgangs war, sondern auch ein Junge, der hohen Anforderungen gerecht würde. Dafür erhielt er aber schon monatlich sofort 35 Mark und Weihnachtsgeld und einen Urlaub von 14 Tagen im Jahr, und das alles schon in den Jahren 1913/15. Nach ein- einhalb Jahren lernte er vorzeitig als Anwaltsangestellter aus. Er war dann bei einer Krankenkasse beschäftigt. Mitte 1917 wurde er eingezogen zu den Soldaten. Nach Kriegsschluss ist er nur kurze Zeit in Hamburg gewesen, und Anfang 1919 ist er zur SPD-Zeitung [„Volkswille“] in Neubrandenburg/ Mecklenburg-Strelitz gegangen. Von dort führte ihn sein Weg nach Saarbrücken, bis ihn die französische Besatzungsmacht auswies, weil ihr die Arbeitsweise der Zeitung nicht gefiel. Sehr bald übernahm er dann eine Redak- teursstelle beim „Volkswillen“ in Hannover. Im Einzelnen hat er diese Ent- wicklung bis zum Jahre 1933 dann in seinem Buch ausführlich beschrieben.

Bald nach der Sitzung des Reichstages, in der die SPD-Fraktion, der Karl seit kurzem als Abgeordneter für Hannover<sup>14</sup> angehörte, als einzige Partei das Ermächtigungsgesetz für Hitler ablehnte, musste er Hannover endgültig verlassen, weil man ihn suchte und als Leiter der Eisernen Front ins Kon- zentrationslager sperren wollte. Da er Freunde in Dänemark hatte, ist er nur zu einem kurzen Aufenthalt bei mir gewesen, wo man ihn inzwischen auch schon suchte. Ich habe ihn pro forma zu seinen Schwiegereltern abgemel- det. Da alle Brüder Gefahr liefen, weil sie gleichfalls wegen ihrer politi- schen Aktivitäten von den Nazis verfolgt wurden, haben wir nicht direkt mit ihm in Dänemark korrespondiert, sondern erfuhren über unseren Onkel Christian, bei dem er unter dem Namen Ehrlich lebte, dass er gut angekom- men sei und seine Familie recht und schlecht durchbringen müsste. Als ich dann mit der deutschen Wehrmacht am 9. April 1940 in Dänemark einrück- te, musste er mit einem letzten Ruderboot von Helsingör nach Schweden übersetzen, um nicht der deutschen Gestapo in die Arme zu fallen. Seine Frau und die Kinder haben es während des Krieges in Dänemark nicht gut gehabt, weil die meisten Dänen keinen Unterschied zwischen der deutschen Besatzungsmacht und den vor den Nazis geflohenen Antinazis machten.

---

14 Wahlkreis 16, Südhannover-Braunschweig.

Bruder Karl kehrte als Emigrant 1945 zu seiner Familie nach Kopenhagen zurück und wurde dort Vertreter der Deutschen Presse Agentur für Skandinavien, später Presseattaché an der Deutschen Botschaft in Kopenhagen, wobei er der Verbindungsmann zwischen der dänischen Reichsregierung, in der viele mit ihm persönlich befreundet waren, und der deutschen Regierung, vor allem ihrem Außenminister, war.<sup>15</sup>

## 4.2 Heinrich (geb. 1900)

Bruder Heinrich, eineinhalb Jahre jünger als der älteste Bruder Karl, hat zu diesem, jedenfalls in jungen Jahren, nur mit Bewunderung aufgeblickt und seinen eigenen Lebensstil entwickelt. In der Volksschule hatte er wie alle seine Brüder keine Schwierigkeiten und zählte immer zu den Klassenbesten. Außerhalb der Schule aber war er ein richtiger Hamburger Straßenbudje. Ungern half er dem älteren Bruder bei den von der Mutter aufgegebenen häuslichen Arbeiten. Er meldete dem Vater nicht rechtzeitig, dass die schiefen Absätze repariert werden mussten. Er saß am Sonntagmorgen mit seinem neuen Matrosenanzug sofort in der Ladenscheibe, und er zog mit andern Gleichaltrigen im letzten Schuljahr durch die Kaiser-Friedrich-Straße, um dort die Laternenscheiben systematisch einzuwerfen. Er sammelte zum anderen Pferdeäpfel, verschnürte diese zu einem Paket und lieferte sie bei alten Leuten als Paketsendung ab. Nach dem Volksschulabschluss in der berühmten Hamburger Selecta lernte er dann das Buchdruckerhandwerk in der V. d. K. (Verkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine) und legte im Frühjahr 1918 seine Gesellenprüfung mit „Sehr gut“ ab. Noch im Sommer 1918 ist er dann Soldat geworden und hatte als Überzähliger<sup>16</sup> das Glück, nicht mehr, wie viele seines Jahrgangs, noch in Frankreich fürs Vaterland sterben zu müssen. Nach seiner Rückkehr vom Militär nahm er seinen Beruf wieder auf, um dann von 1923 bis 1926 gemeinsam mit mir an einem von der Schulbehörde eingerichteten Arbeiter-Abiturientenkursus teilzu-

---

15 URL: <[http://www.fes.de/archiv/adsd\\_neu/inhalt/nachlass/nachlass\\_r/raloff-ka.htm](http://www.fes.de/archiv/adsd_neu/inhalt/nachlass/nachlass_r/raloff-ka.htm)> [16.3.2012].

16 Die Armee zog immer mehr Männer ein, als gebraucht wurden. Jene, die dann doch zu Hause bleiben durften, nannte man „Überzählige“.

nehmen<sup>17</sup>, den er 1926 erfolgreich abschloss, um dann das Studium der Rechte aufzunehmen.

Politisch steuerte er zusammen mit seiner Mutter einen Linkskurs. Wegen Bewilligung der Kriegskredite durch die SPD gingen die beiden zur USPD<sup>18</sup> und, während sein Bruder Karl 1916 bis 1917 zweiter Vorsitzender einer neu gegründeten, von der Partei gestützten Arbeiterjugend war, blieb er in der sogenannten Freien Proletarischen Jugend, wohin dann auch seine jüngeren Brüder Georg und Friedrich (geboren 1902 und 1903) mitgingen. Bruder Heinrich verlor nach der Revolution 1918 seine politische Heimat bei der Freien Proletarischen Jugend. Politisch blieben meine Mutter und Bruder Heinrich bis 1922 noch Mitglied der USPD, und wir waren alle froh, als die USPD sich spaltete. Der größte Teil ging zu den Kommunisten und der bessere Teil kehrte zur Mutterpartei zurück. Damit war der politische Zwist in der Familie beseitigt. Bruder Heinrich blieb politisch sehr aktiv, gründete im Herbst 1923 das Reichsbanner mit und war während seiner Universitätszeit der Führer des Reichsbanners an der Universität Hamburg. Wegen dieser Tätigkeit teilte ihm 1933 nach bestandener Assessorprüfung der neue Nazisenat schriftlich mit, dass er in Hamburg weder als Rechtsanwalt noch als Beamter jemals zugelassen werde. Er bewarb sich dann als Sachbearbeiter bei der Handelskammer in Harburg und wurde 1934 in Hamburg als Geschäftsführer der Vereinigung der Handelsvertreter und Handelsmakler angestellt, wo ihn ein goldener Parteiabzeichen-Inhaber, ein Nazi, der nach 1933 innerlich mit den Nazis gebrochen hatte, gegen alle Anfeindungen abschirmte. Nach 1945 hatte er alle Hände voll zu tun, um seine Position gegen Intriganten aus den Reihen der CDU zu behaupten. Bruder Heinrich war nach wie vor aktiv in seinem Bezirk und in Elternräten tätig.

Schon als Dreijähriger legte er sich in Mottenburg mit den Polizisten an und sagte „Lass Du ein man zufrieden, ich weiß schon was ich will“.

---

17 Weitere Teilnehmer waren unter anderem der spätere Hamburger Bürgermeister Paul Nevermann, Charlotte von Deuten, Heinrich Hussmann, Emil Lang, Paul Pfeifer, Theo Tittel und Otto Wagner.

18 Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, die 1917 von den Kriegsgegnern in der SPD-Reichstagsfraktion gegründet wurde.

### 4.3 Georg (geb. 1902)

Bruder Georg sah im vorgerückten Alter ganz wie unser Vater aus, war von kleinem Wuchs mit rotem Gesicht und einer ausgesprochen griechisch-römischen Nase. Schon als Kind war er sehr mutig und befand sich in den brutalen Schlachten, die sich die Hamburger Budjes der verschiedenen Straßen mit Schlagstöcken und viel Geheul lieferten, immer in den vordersten Reihen. Auch mit der Natur war er immer besonders verbunden. Schon mit 13 Jahren war er von der Schule während des Krieges auf einen Bauernhof zur Erholung geschickt worden, wo er sich auch bei der Landarbeit und im Umgang mit Tieren sehr wohlfühlt hat. Als wir uns nach dem harten Steckrübenwinter einen kleinen Garten zulegten, war er derjenige, der die Mutter immer am nachhaltigsten unterstützte. In der Arbeiterjugend und auch später war er jedes Wochenende auf Wanderung und kannte nicht nur Hamburg und seine Umgebung aufs Beste, sondern bereiste während seines Urlaubs schon in jungen Jahren ganz Deutschland.

Da Vater schon bei den Soldaten und das Geld im Haushalt daher knapp war, fing Bruder Schorsch 1916 als Bote in einer jüdischen Firma an, die in Kommission mit Waren und vor allem mit Saaten handelte. Er wurde aber schon sehr bald neben der Botentätigkeit zu allen aufwendigen Arbeiten herangezogen und besuchte nun mit seinen Saatenproben, nachdem er zum Kommiss (Kaufmannsgehilfen) ernannt war, andere Firmen und die Börse. Er war ein ausgesprochener Fachmann. Er hatte nicht nur eine Sechs-Tage-Arbeitswoche, sondern war auch noch sonntagmorgens im Geschäft, um sofort die eingehende Post, die damals auch am Sonntag zugestellt wurde, zu beantworten und die verschiedenen Saaten in Tüten als Proben für die verschiedenen Kunden am Montag herzurichten. Er war die rechte Hand seines Chefs, erhielt Vollmacht und später Prokura und trug in der Zeit von 1919 bis zum Tode meines Vaters im Februar 1929 als einziger der Brüder, die selbst alle noch in der Ausbildung waren, in uneigennütziger Weise zum Familienunterhalt bei. Er war in dieser Zeit den Eltern und dem jüngsten Bruder Gottlieb in dessen wechselvoller Geschichte eine unentbehrliche Stütze.

Trotz seiner großen beruflichen Inanspruchnahme war er in seiner Freizeit in der Arbeiterjugend, im Arbeitersport, beim Reichsbanner Schwarz-Rot-

Gold und vor allem in der Partei sehr aktiv. Er war bis Anfang 1933 Distriktsleiter in Hamburg und wurde nach der Machtergreifung der Nazis mit anderen Distriktsleitern auf einer Sitzung<sup>19</sup>, an der auch Adolf Schönfelder teilnahm, verhaftet und für einige Wochen ins Gefängnis Fuhlsbüttel gebracht, wo man ihm bei den sogenannten Vernehmungen einige Vorderzähne einschlug. Er war nach seiner Entlassung jahrelang unter Polizeiaufsicht gestellt und musste sich dort wöchentlich einmal melden. Wegen seiner großen Fachkenntnisse wurde er auf Antrag der Handelskammer für die Zentrale Handelsgesellschaft Ost<sup>20</sup>, die in den Ostgebieten und insbesondere in der Ukraine Mustergüter einrichtete, um Saaten aller Art zu gewinnen, freigestellt. Er unternahm in Zivil mit Sonderausweis mehrere Reisen in die besetzten Gebiete. Den Krieg überlebte er als Fahrer einer Transportkolonne im Salzburger Land, die in mehreren Lastwagen lebensnotwendiges Saatgut führte, um eine Hungersnot nach Kriegsende zu verhindern. Nach dem Krieg war er dann als Leiter der Hamburger Niederlassung der Behörde für Ernährung und Landwirtschaft tätig. Im Herbst 1946 gehörte er zu den ersten von der Militärregierung ernannten Bürgerschaftsabgeordneten. Er wurde dann bis zu seinem Tode im Jahre 1965 immer wieder gewählt, die letzten zehn Jahre für den Wahlkreis Steilshoop, wo man ihm zu Ehren nach seinem Tode wegen seines nimmermüden Einsatzes für die Bindungen dieses Ortsteils sogar einer neuen Straße seinen Namen gab.

Bruder Schorsch war ein Romantiker, der an das Gute im Menschen glaubte und auch wegen seiner Hilfsbereitschaft viele Freunde hatte. Ich glaube sagen zu dürfen, dass ich ihm zeitlebens besonders verbunden war. Schon als Kind sangen wir gemeinsam im Bette die schönsten Volkslieder und er hörte mir zu, wenn ich ihm in seiner Wohnung vorsang, was er sehr liebte. Er war mit mir aktiv im Arbeitersport und drängte mich 1931, den Vorsitz in dem großen Arbeiter-Sportverein „Fichte Eimsbüttel von 1893“ zu übernehmen.

---

19 Zur Verhaftung und den Folgen vgl. *Holger Martens*, Auf dem Weg in den Widerstand – Die „Echo“-Versammlung der Hamburger SPD 1933, Hamburg 2011.

20 Die Zentrale Handelsgesellschaft Ost war zur Ausbeutung der okkupierten östlichen Gebiete gegründet worden (Reichskommissariat Ostland, Ukraine). Zu ihren Aufgaben gehörte unter anderem die Erfassung und Bereitstellung von Saatgut und Sämereien. Die Ausplünderung dieser Gebiete trug zur Hungersnot und Millionen von Hungertoten bei.

Wir spielten beide Handball, und ich war darüber hinaus ein Langstreckenläufer. Unsere Hauptaufgabe aber sahen wir in der politischen Erziehung im Verein, der damals mit dem Reichsbanner und der Eisernen Front engstens verbunden war. 1931/32 mussten wir verschiedene Mitglieder ausschließen, weil sie versuchten, den Verein kommunistisch zu unterwandern. Ich wurde deshalb von den Kommunisten mehr gehasst als die Nazis.

Wie weit Bruderliebe gehen kann, erlebte ich dann im Mai 1945. Nach der Rückkehr aus der Wehrmacht wurde ich nach vierwöchiger Tätigkeit in meiner Firma durch eine Intrige eines Offiziers der britischen Militärregierung, der mit einem alten Nazi gemeinsame Sache machte, aus dem Betrieb fristlos entlassen und auf die Liste der von der Militärregierung entlassenen Personen gesetzt. Ohne Zustimmung der Militärregierung durfte ich keine andere Arbeit wieder aufnehmen, solange ich auf dieser Liste stand. Ich hätte, da ich Frau und Kind zu versorgen hatte, dieser infamen Intrige nachgeben müssen, wenn nicht mein Bruder Schorsch von sich aus erklärt hätte: „Hier hast Du mein Sparkassenbuch. Du kannst darüber verfügen und brauchst niemals aus finanziellen Gründen zu Kreuze zu kriechen. Wenn Du rehabilitiert bist, kannst Du mir das Geliehene zurückzahlen“. Zwei-einhalb Jahre, vom Juni 1945 bis November 1947, hat meine Familie auf Kosten des Bruders gelebt, bis ich von den eingesetzten deutschen Ausschüssen rehabilitiert wurde. Ich war der einzige Angehörige des Betriebs, dem für die zweieinhalb Jahre das ganze Gehalt nachgezahlt werden musste und konnte deshalb mit einem Schlag die Schulden beim Bruder tilgen.

Obwohl er nach 1933 unter ständiger Polizeiaufsicht stand, wurde er zur Hilfspolizei einberufen, die später in Polen eingesetzt wurde. Er entging dieser Einheit nur, weil er auf Grund seiner großen Fachkenntnisse von Saaten und Körnerfrüchten zur Zentralhandelsgesellschaft Ost versetzt wurde. Im Zuge der Arisierung<sup>21</sup> jüdischer Betriebe übernahm er als deren Prokurist die Firma Schuster, die er unter dem Namen „Adolf Theilheimer Nachf.

---

21 Nach Schikanen und Boykotten begann ab November 1938 mit der „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ die systematische, weitgehend entschuldigungslose Enteignung und Ausplünderung der deutschen Juden. Vgl. *Frank Bajohr*, „Arisierung“ in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933–1945, Hamburg 1997.

Georg Raloff“ fortsetzte.<sup>22</sup> Allerdings war da nicht mehr viel zu übernehmen, weil die ganze Firma außer ihrem Namen, der unter den Nazis und ihrer Judenverfolgung nicht mehr viel bedeutete, nur aus der Arbeitskraft und den Kenntnissen des Prokuristen (Schorsch) bestand. Sonst war noch eine weibliche Angestellte vorhanden. Mit seiner Versetzung zur Z. H. G. Ost schloss die Firma ihre Pforten ganz. Nach dem Kriege hat Bruder Schorsch die Firma nicht wieder aktiviert.

#### 4.4 Friedrich (geb. 1903)

Der vierte Raloff-Junge war mein Bruder Friedrich, wir nannten ihn Friedel. Körperlich war er als Kind immer sehr schwächlich. Ich wurde eineinviertel Jahre nach ihm geboren, war als Kind aber immer stärker als er. Er war ein empfindlicher und seelenvoller Junge, der mit sieben Jahren noch mit seiner Puppe spielte und von uns deswegen geneckt wurde. Er blieb seiner Puppe, die er an sich drückte, trotzdem treu. Schon als Schuljunge hatte er viele Freunde, weil er für jeden ein offenes Ohr hatte und immer guten Rat wusste. Er war schon linkisch als Erstschulklässler und hatte unheimliche Mühe, den Punkt aufs „i“ zu setzen. In seinen schulischen Leistungen ging sein Weg aber steil nach oben und ähnlich wie mein ältester Bruder Karl war er sehr bald auf Dauer der Klassenbeste. Ihm fiel wohl auch durch den ständigen Umgang mit seinen älteren Brüdern alles ohne Anstrengung zu. Als Klassenbeste war er zugleich Schülervertrauensmann für die Hefte und Materialien im Klassenschrank. Als sein Klassenlehrer ihm gegenüber einmal erklärte, da wäre nicht alles in Ordnung, legte er sofort seinen Posten nieder, und meine Mutter, die sich sonst nicht um den Schulalltag kümmerte, war am anderen Morgen bei dem Lehrer, der kein Verständnis dafür hatte, dass ein Junge eine solche Sache so krumm nehmen konnte. Leider war dieser Lehrer dann im nächsten Jahr mein Klassenlehrer mit den Folgen, die ich in meinem Lebenslauf schildere.

---

22 So ist die Formulierung missverständlich. Tatsächlich hat Schorsch mir berichtet, er habe versucht, die Firma für ihren in die Emigration gezwungenen früheren Inhaber fortzuführen. Dafür spricht nicht nur seine gesamte Grundeinstellung, sondern auch die Tatsache, dass er nach dem Zweiten Weltkrieg nach dem Inhaber gesucht und die alte Firma durch Eintragung des Namens „Theilheimer“ im Telefonbuch aufrechterhalten hat.

Ostern 1918 wurde zum ersten Mal eine Übergangsklasse eingerichtet, in der die allerbesten Schüler aus den Hamburger Selecten in drei Jahren das Abitur machen konnten. Bruder Friedel kam in die Oberrealschule Bogenstraße und beendete 1921 erfolgreich die Schule.

Schon während des Besuchs der Oberrealschule war Bruder Friedel aktiv in der Arbeiterjugend und dort Abteilungsleiter und später sogar Vorsitzender der gesamten Hamburger Arbeiterjugend. 1921 besuchte er die Universität und studierte Rechtswissenschaften. Als Student war er Vorsitzender des republikanischen Studentenbundes in Deutschland. Körperlich blieb er anfällig. So musste er während seines Studiums einmal im „Weißen Hirsch“ bei Dresden unter Erzieheraufsicht eine Hungerkur von 21 Tagen machen, weil er Nackengeschwüre hatte. Seine erste Staatsprüfung legte er dann in Kiel ab, wo er auch seine Referendarzeit verbrachte und 1928 die zweite Staatsprüfung ablegte. Er hat dann nicht die Verwaltungslaufbahn ergriffen, sondern auf Anraten seiner Verlobten, die aus bürgerlichem Hause stammte und den politischen Tageskämpfen ausweichen wollte, die Richterlaufbahn eingeschlagen, in der man nach damaliger Meinung völlig unabhängig war und auch zum Besten der Allgemeinheit wirken konnte. Bruder Friedel war Amtsrichter in Itzehoe in Holstein und nach 1933 presste man ihn in das NSKK (NS-Kraftfahrerkorps), wo er dann in den kleinen Orten Schleswig-Holsteins über Rechtspflege Vorträge halten musste. Mein Bruder Friedel mit der von mir geschilderten Vergangenheit muss darunter furchtbar gelitten haben. 1943 wollte man ihn als Richter an das Sondergericht Kiel versetzen. Er hat es daraufhin vorgezogen, sich freiwillig zur Wehrmacht zu melden. Dort hat man versucht, aus ihm einen Offizier zu machen. Eine Stunde bevor sein Bataillon in Italien am 26. April 1945 in Gefangenschaft geriet, ist er dort als Obergefreiter gefallen.

#### 4.5 Gottlieb (geb. 1909)

Der sechste und jüngste der Raloff-Brüder, Gottlieb, war ein Nachkömmling, wenn man die Geburtsdaten der anderen betrachtet: Juni 1899, Dezember 1900, April 1902, Juli 1903 und Oktober 1904. Er war am 15. Mai 1909

als Sieben-Monatskind geboren worden, passte in einen Schuhkarton und es war für die Mutter nicht einfach, ihn als Kleinkind großzuziehen. Man muss dabei bedenken, dass er, wie auch alle seine Brüder, mit Hilfe einer Hebamme im elterlichen Schlafzimmer geboren wurde und weder Voruntersuchungen noch staatliche Hilfe nach der Geburt vorhanden waren. Damals war die Kindersterblichkeit besonders in den Arbeiterfamilien sehr groß, und selten wurden – von den zahlreichen Fehlgeburten abgesehen – sechs Kinder groß, ohne dass eines davon nach der Geburt oder als Kleinkind verstarb. Da unsere Eltern bereits 14 Vornamen an die anderen fünf Söhne vergeben hatten, wurde er auf die Namen Gottlieb, Herbert, Hans getauft. Im Kreise seiner Brüder und unter dem Schutz der Mutter wusste der Kleine, den wir „Nuffi“ und später „Mäuschen“ nannten, sich zu behaupten. Keiner war der Mutter so innig verbunden wie er, und wir amüsierten uns immer wieder, weil wir das gar nicht kannten, wie oft die beiden sich liebevoll küssten. Nachdem er Ostern 1916 schon in die Volksschule Schwenckestraße eingeschult worden war, in die auch meine vier älteren Brüder gingen, besuchte er seit Ostern 1919 die pädagogische Versuchsschule Telemannstraße, in der sich auch meine Mutter in den Elternrat wählen ließ. Er wurde dort so erzogen, dass er schon als Zwölfjähriger völlig frei sprechen und Gruppen durch den Stadtpark führen konnte. Nach sechs Schuljahren war die Schulleitung der Meinung, dass er in der Aufbauschule an der Hohen Weide zum Abitur geführt werden müsste, da die Versuchsschule Telemannstraße nur eine Volksschule war.

In dieser Schule, die wie alle höheren Schulen damals in erster Linie Privatschule gewesen war, ist er dann total gescheitert. Da in der Schule Telemannstraße die Elementarfächer wie Rechnen nicht genügend gepflegt worden waren, fand er jetzt nicht den Zugang zur Mathematik und den Fremdsprachen. Die Lehrer verzweifelten an ihm und er an sich, und schließlich erklärte sein Klassenlehrer: „Aus Dir wird nie was“, und veranlasste seinen vorzeitigen Schulabgang. Noch heute kommt es mir wie ein Wunder vor, dass er diesen Schock im Laufe der Zeit überwinden konnte, und mir ist es immer ein Beweis dafür, dass einer, der von Haus aus eine Begabung mitbekommen hat und den man natürlich auch in einer solchen Zwangslage

nicht im Stich lässt, sich immer wieder durchbeißt. Eine besondere Stütze war in dieser für ihn furchtbaren Lage neben meinen Eltern vor allem mein Bruder Schorsch, der ihn schon als Kind besonders ins Herz geschlossen hatte.

Was tut in Hamburg ein 16-Jähriger, der von der Schule geflogen war und die Nase natürlich vom Schulbetrieb und vom Lernen voll hatte? Er ging zur See, um sich erst mal allem zu entziehen und zu sich selbst zurückzufinden. Er musterte als Schiffsjunge, „Moses“ genannt, auf einem kleinen Frachter an, der „Deister“, 2.000 Tonnen groß, 30 Mann Besatzung, mit Fahrten nach Alexandrien und ins westliche Mittelmeer. Auf dem Schiff war er natürlich für alle Drecksarbeiten zuständig und für das Essenholen. Auf einem solchen kleinen Frachter gibt es immer Rachegeossen, aber auch Menschen mit Herz und Gemüt, trotz schwerer Arbeit. Der eine Teil der Besatzung wollte ihn verhauen und der andere Teil hat ihn in seiner offenen Art ins Herz geschlossen und beschützte ihn. Er hat uns oft erzählt, wie es ihm gelungen ist, sich dort durchzulavieren. Seine pädagogische Ader ist im Umgang mit verschiedenen Arten von Menschen natürlich gestärkt worden. Nach einigen Reisen musterte er ab, wozu noch zu bemerken ist, dass das Schiff danach mit Mann und Maus vor der portugiesischen Küste untergegangen ist. Er ging dann als Läufer auf einen großen HAPAG-Dampfer und war dienstbarer Geist bei einem Schiffsoffizier.

Er machte einige Reisen Hamburg – New York, ging dann aber an Land, weil es in der Schifffahrt für ihn nach allen Voraussetzungen natürlich kein Weiterkommen gab. Er war dann in einer großen Lederwarenhandlung in Hamburg angestellt, fuhr auf dem Dreirad Koffer und sonstige Lederwaren zur größten Zufriedenheit seines Geschäftsherrn aus und dachte darüber nach, wie es mit ihm weitergehen sollte. Da wurde im Jahre 1927 von der Oberschulbehörde ein neuer Arbeiter-Abiturientenkursus eingerichtet, den seine Brüder Heinrich und Max schon mit Erfolg absolviert hatten. Er war wesentlich auf Empfehlung seines Lehrers aus der Schule Telemannstraße zum Kursus probeweise zugelassen worden. Es hat wohl selten einen Menschen gegeben, der nach den Erfahrungen, die er inzwischen in seinem jungen Leben gesammelt hatte, fleißiger war als mein Bruder Gottlieb. Er wuss-

te, dass er dieses Tau genau wie ein Schiffsjunge festhalten musste, wenn er sich retten wollte. Nach drei Jahren erreichte er 1930 das erste Ziel, sein Abitur, und hatte sich damit endgültig freigeschwommen.

Er ließ sich an der Universität Hamburg eintragen. Daneben war er in der Studentenbewegung aktiv und war zuletzt Vorsitzender der Pädagogik-Studentenvereinigung für ganz Deutschland. In dieser Eigenschaft erlebte er im Jahre 1932 in der Aula der Hamburgischen Universität die größte Genugtuung seines Lebens, als er in der ersten Reihe seinen früheren Lehrer aus der Aufbauschule sitzen sah, der ihm erklärt hatte: „Aus Dir wird nie was“.

Im Frühjahr 1933 legte er die erste Lehrerprüfung mit der Note „Sehr gut“ ab und der Prüfer von der Hamburgischen Universität wollte ihn zu seinem Assistenten machen. Zu diesem Zwecke müsse er aber die nominelle Mitgliedschaft in der NSDAP erwerben. Das kam natürlich für ihn nicht in Frage, und so erhielt er stattdessen von der Hamburger Oberschulbehörde den Bescheid, dass er nicht im Hamburger Schuldienst zur Vorbereitung auf die zweite Lehrerprüfung zugelassen werde. Bruder Gottlieb ist dann nach Heide in Holstein gegangen und hat bei der dortigen Gewerbeschule unterrichtet, und einige Zeit später ist er wieder nach Hamburg zurückgekehrt, um bei der privaten Groneschen Handelsschule zu unterrichten. Anfang 1940 war er als Landeschütze in den Kriegsdienst berufen worden und verbrachte seine Soldatenzeit bis zum Herbst 1944 in Norwegen. Er war dort eingesetzt als Lehrer bei den Wettkämpfen, die die Einheiten unter sich austrugen. Seine Division gewann unter seiner Leitung diese Bildungswettkämpfe. Bis in den Herbst 1944 konnte er alle Bemühungen abwehren, ihn in die Offizierslaufbahn zu bringen. Dann musste er zur Kriegsschule nach Hannover und als diese ausgebombt worden war, nach Prag. Im März 1945 ist er zum Leutnant befördert und eben vor Kriegsschluss im Elsass eingesetzt worden, wo er auch bald darauf in Kriegsgefangenschaft geriet. Dieser Aufenthalt hat ein Jahr gedauert, bis es meinem Bruder Karl als Widerstandskämpfer gelang, ihn vorzeitig aus der Kriegsgefangenschaft, in der er monatelang auf freiem Felde bei schlechter Verpflegung Tag und Nacht verbringen musste, zu befreien. Er kehrte nach Hamburg zurück und legte

bald darauf seine zweite Lehrerprüfung wiederum mit „Sehr gut“ ab. Er wurde dann als Lehrerausbilder eingesetzt.

Als der höchste Beamte der Jugendbehörde, Oberschulrat [Max] Zelck, aus Altersgründen ausscheiden musste, trug ihm die damalige Senatorin [Paula] Karpinski dessen Nachfolge an. Er stimmte zu mit der Maßgabe, dass das erste halbe Jahr als Probe angesehen werde, wenn er gegebenenfalls in den Lehrerberuf zurückkehren wolle. Er erfüllte seine Aufgaben aber so gut, dass er noch im Jahre 1949 mit nur 40 Jahren zum Regierungsdirektor in der hamburgischen Verwaltung ernannt wurde. 16 Jahre hat er dort mit größtem Einsatz unter allgemeiner Anerkennung gearbeitet. Er überstand sogar den „Hamburger Block“ von 1953 bis 1957<sup>23</sup>, obwohl sein Senator immer wieder versuchte, den Sozialdemokraten loszuwerden; stattdessen musste dieser Jugend senator sein Amt dem Bürgermeister zur Verfügung stellen.

Zwei Monate vor seinem Tode wurde er noch zum Senatsdirektor befördert. Die viele Arbeit, die er sich noch vorgenommen hatte, konnte er nicht mehr machen.

#### 4.6 Max (geb. 1904), Chronist dieser Erinnerungen

Ich selbst wurde als fünfter Sohn am 19. Oktober 1904 – wie meine vor mir geborenen vier Brüder – noch in Altona-Ottensen geboren. Wir wohnten dann in Eimsbüttel in einer Parterrewohnung in einem umbauten Hinterhof in der Eduardstraße. Meine älteste Erinnerung, die ich überhaupt habe, ist die Bekanntschaft mit Ratten, die unter unserer Wohnung aus dem Keller durch das zu ebener Erde befindliche Gitter sprangen. Diese Plage war anscheinend so groß, dass wir schon ein Jahr später in eine Terrassenwohnung in die Schwenckestraße zogen, die zum Hellkamp führte. Dort wohnen wir zwei Treppen hoch in einer Dreizimmerwohnung. Nach hinten befanden sich im Abstand von einigen Metern die Rückfronten der Häuser der

---

23 1953 bis 1957 stellte der sogenannte Hamburger Block den Senat, bestehend aus der CDU, FDP, der Deutschen Partei und dem Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten.

nächsten Terrasse. Nach vorn hatten wir fünf Meter tiefe Vorgärten, die im allgemeinen wenig gepflegt waren. Das war auch schwer möglich, weil die Terrasse mit all ihren Arbeiterfamilien natürlich von Kindern wimmelte und die Vorgärten für Spiele weitgehend in Anspruch genommen wurden. Aus dieser Zeit habe ich eine zweite Erinnerung. Als ich im Mai 1909 als Vier- einhalbjähriger durch die Terrasse lief und verkündete, dass ich einen weiteren Bruder bekommen hatte. Die nächste Erinnerung ist dann die Anschaffung einer Haarschneidemaschine, die wir dringend benötigten. 1911 zogen wir dann in eine saubere Wohnung in der benachbarten Straße Hellkamp 44 und Anfang 1912 endgültig in eine Dreizimmerwohnung mit kleinem Balkon. Nach hinten hatten wir Ausblick auf eine Petroleum-Abfüllstation und Werkstattgebäude für Tischler und Stellmacher in der Schwenckestraße. Für Großfamilien wie die unsrige war es damals gar nicht so einfach, eine solche Wohnung zu erhalten, obwohl sie netto 40 Mark Miete kostete, weil auch damals schon die Vermieter lieber kleine Familien aufnahmen, die nicht so viel Lärm und Reparaturkosten verursachten. Aber meine Eltern hatten hinsichtlich der Kindererziehung schon damals einen guten Ruf. In der Dreizimmerwohnung gingen zwei Zimmer nach vorn mit zwei schönen Fenstern. Im Elternschlafzimmer mit etwa 24 Quadratmetern, wo die ersten Jahre auch noch mein Bruder Gottlieb schlief, war außerdem noch eine kleine Kommode und ein kleiner Kleiderschrank. Über dem Bett war im Rahmen: „Mann der Arbeit aufgewacht und erkenne Deine Macht. Alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will“.<sup>24</sup> Das zweite Zimmer nach vorn war unser Wohnzimmer mit etwa 16 Quadratmetern Größe. Das Prunkstück des Zimmers war ein hoher dreieckiger Kachelofen, der an Winterabenden immer eine herrliche Wärme ausstrahlte. Dieses Zimmer durften wir Kinder, bis wir aus dem Größten heraus waren, also etwa bis Ostern 1915, überhaupt nur bei Familienbesuchen und Weihnachten betreten, weil wir sonst die von den Eltern anlässlich ihrer Heirat auf einer Auktion erworbenen Möbel einschließlich der damals üblichen Phantasieschränke vorzeitig demoliert hätten. Auf einem runden Tisch befand sich eine Servier-

---

24 Für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein dichtete Georg Herwegh im Jahr 1864 das Bundeslied, dessen sechste Strophe lautet: „Mann der Arbeit aufgewacht! Und erkenne Deine Macht. Alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will“.

flasche mit Kirschlikör. Dieser Likör lockte uns Kinder an, und wenn die Tür zum Zimmer einmal versehentlich offen blieb, schlich der eine oder der andere in das Zimmer und nahm ein Gläschen Likör, bis auf diese Weise auf einmal die Flasche leer und für die Gäste nichts mehr da war.

Das dritte Zimmer ging nach hinten und war zweieinhalb Meter breit und fünfeinhalb Meter tief. Es standen darin zwei Betten, eines für die beiden ältesten Brüder Karl und Heinrich und eines für Georg, Friedel und mich. Später kam noch ein Bett dazu, so dass wir etwas weniger beengt schliefen. Natürlich konnte in diesem Zimmer auch nie ein Tisch stehen, weil der Freiplatz für schmutzige Wäsche und für sonstige Utensilien dringend benötigt wurde. Wir konnten darin auch keine Schularbeiten machen. Das konnte höchstens in der Küche geschehen, und ich erinnere mich nicht, dass wir uns dort bei den häuslichen Arbeiten gedrängt haben. Ich hatte im häuslichen Fleiß immer eine „Zwei“ und im Schulfleiß immer eine „Eins“.

Das schlimmste Ereignis war der Wanzenkrieg. Meine Eltern, besonders meine Mutter, fürchteten um den guten Ruf der Familie, wenn bekannt würde, dass bei uns im Kinderzimmer Wanzen waren. Eingeschleppt waren diese Wanzen aus dem unter uns befindlichen Hochparterre, als die Decke durchstoßen wurde, um Gasrohre zu verlegen. Tagsüber waren die Biester nicht zu sehen, weil sie sich am Morgen in ihre Schlafwinkel zurückzogen. Meine älteren Brüder haben den Kampf mit dem Ungeziefer unerbittlich zum siegreichen Ende geführt. Nachts ließen sie den Wecker laufen, machten Licht und der ‚Vernichtungsfeldzug‘ begann, mit der Hand und mit Petroleum. Die Löcher wurden verstopft und später die Holzwatte durch eiserne ausgetauscht; nachdem auch noch der Kammerjäger im Hochparterre und bei uns die Zimmer vergaste, war der Krieg endgültig gewonnen, der gute Ruf der Familie gerettet und unsere Körper nicht mehr gefährdet.

Als jüngster der fünf Brüder war ich von der häuslichen Arbeit und sogar vom Zeitungsaustragen vor der Schulzeit und vor dem Abendbrot befreit. Ich hatte nur Anteil an den Vorteilen solcher Nebeneinnahmen. Jeden Sonntagmorgen holten wir nach der Zeitungstour von der Konditorei Lehfeld, die noch heute am Schulweg besteht, eine große Tasche voll Kuchenabfall.

Das waren Kanten, alte Stücke und lädierte Fünf- und Zehnpfennigstücke, die uns wundervoll mundeten. Da unser Vater seit 1912 seine Bonbonwagen fuhr, bekamen wir, wenn auch nicht im Übermaß, doch regelmäßig Bonbons und Schokolade. In der Schule hatte ich im Lernen nie Schwierigkeiten und rückte bald auf den 19. Platz bei 51 Schülern, dann rückte ich auf den zwölften, danach auf den fünften Platz und in den letzten Jahren der Volksschule auf den zweiten Platz vor. Neben meiner Mutter und meinem Bruder Karl, der sogar im Kirchenchor sang, konnte ich besonders gut singen und hatte in diesem Fach immer eine „Eins“ in der Schule. Ich gehörte zu den drei besten Sängern, die in der Klasse dreistimmig sangen, weil es darauf ankam, sich nicht von der ersten und zweiten Stimme unterkriegen zu lassen. Wir hatten auch einen sehr guten Schulchor.

Im Chor der Arbeiterjugend sang ich unter der Leitung von Fritz Voß Tenor und mit dem Jugendchor waren wir auf dem dritten Jugendtag in Nürnberg 1923. Meine Stimme war damals so gut, dass der Staatsrat Frehse 1924 in seiner Eigenschaft als Mitglied des Verwaltungsrates der Staatsoper mich sogar für eine Sängerlaufbahn zum Vorschlag bringen wollte. So groß habe ich mich allerdings nicht eingeschätzt und davon lieber Abstand genommen.

Wie wenig die meisten Lehrer ihre Schüler bei durchschnittlichen Klassen-Größen von 40 bis 50 tatsächlich in ihren Leistungen beurteilen konnten, habe ich oft feststellen müssen. Meine Englischkenntnisse waren nach vier Schuljahren in der fünften Klasse, obwohl ich immer eine „Zwei bis Drei“ hatte, verhältnismäßig gering, weil der Lehrer ein großer Faulpelz war und auf unsere Anregung hin lieber die ganze Stunde Geschichten oder Schwänke erzählte, statt sich um unser Fortkommen in der englischen Sprache zu bemühen. Im Rechnen war ich sehr gut und erhielt auch während der beiden letzten Schuljahre in Algebra immer eine „Eins bis Zwei“, obwohl ich Algebra überhaupt nicht begriffen hatte und nur rein automatisch reagierte und bei den häuslichen Arbeiten bei einem Schulkameraden, der dafür bessere Arbeitsmöglichkeiten und Lust und Zeit hatte, oft abgeschrieben habe.



Abbildung 5:  
Klassenfoto (1912) – mit 51 Schülern!  
Privatarchiv Helmut Raloff, Hamburg

Anfang 1918 am Ende des siebten Schuljahres sollten wir als häusliche Arbeit über den Streik im Hamburger Hafen schreiben. Der Lehrer hatte anscheinend keine Ahnung, wie diese Angelegenheit bei den Arbeitern und ihren Kindern beurteilt wurde. Als ich mit dem Thema nach Hause kam, erklärten meine Brüder sich sofort bereit, mir zu helfen. So gab ich also einen Aufsatz ab, der sich für den Streik aussprach und den ich vorher in der Klasse verlas. Es war üblich, dass der beste Aufsatz bei Rückgabe der Arbeiten in der Klasse verlesen wurde und als der Lehrer mit den Heften kam, rief die ganze Klasse: „Max Raloff, sein Aufsatz muss verlesen werden. Er war sicher der beste“. Trotzdem wurde er nicht verlesen. Der Lehrer wusste jetzt aber, woran er mit seiner Klasse und besonders mit mir und meiner Familie war. Das letzte Schuljahr war unerquicklich für mich und als zum Ende der Schulzeit die drei besten Schüler in die Oberrealschule überführt werden sollten, wie dies schon bei meinem Bruder Friedel im Vorjahr erstmalig geschah, lehnte ich dankend ab und ging lieber in die Anwaltslehre. Der Lehrer hatte mir die Schulzeit gründlich verleidet. Die

sechs Schüler meiner Klasse, die dann in die Oberrealschule kamen, sind aber alle spätestens mit Erreichung der mittleren Reife ausgeschieden, und der einzige, der schließlich doch noch sein Abitur machte, war ich. Dies aber erst, nachdem ich einige Jahre später erkannt hatte, wie wichtig ein solcher Schulabschluss für ein Fortkommen sein kann.

Ich bin zeitlebens ein fröhlicher Mensch gewesen, der schon als Kind mit einem Lied oder mit Pfeifen die Treppenhausstufen heruntersprang. In der Jugend und auch später hat man mich sogar „Sunnyboy“ genannt. Die Anwaltslehre ab 1. April 1919 kam aber zum gleichen Zeitpunkt, zu dem ich in die Gewerkschaft eintrat. Während der Anwaltslehre kam es wie eine kalte Dusche über mich. Das Büro der Rechtsanwälte Herz & Berg wurde personalmäßig kleiner, weil der Rechtsanwalt Berg gestorben war und Rechtsanwalt Herz weniger der Anwaltspraxis als seinen privaten Ambitionen nachging. Er war gleich nach Beginn meiner Lehre zum Staatsrat<sup>25</sup> in Berlin avanciert. Daher war der für mich allein Zuständige der Bürovorsteher, in meinen Augen ein eingebildeter Affe, der morgens erst gegen zehn Uhr ins Büro kam und dann in einem kleinen offenen Nebenraum gewaltige Aktenstapel liegen hatte. Die Akten liefen wohl wegen der Termineinhaltung oder wegen der Kostenabrechnungen bei ihm durch. Von den zwei Schreibkräften war mir nur eine ältere Stenotypistin menschlich sympathisch, während die andere in meinen Augen eine affektierte „Dame“ war, die sorgfältig auf hohen Stelzhacken lief, ihre Nägel lackierte, sich parfümierte und die Buchhaltung unter sich hatte. Die Arbeitszeit war von 8.30 bis 19.00 Uhr mit zweieinhalb Stunden Pause. In dieser Mittagszeit lief ich eine dreiviertel Stunde nach Hause, aß schnell und lief wieder ins Büro. Abends war nie pünktlich Feierabend, weil ich noch die Post fertig machen musste und Herr Herz wegen anderweitiger Überlastung oft nach 19.00 Uhr die Unterschriften leistete. Da ich aktiv in der Arbeiterjugend war, legte ich aber Wert auf pünktlichen Feierabend, um meinem Privathobby nachgehen zu können. Nach fünfmonatiger Lehrzeit eröffnete mir der Bürovorsteher, dass Dr. Herz die Anwaltskanzlei aufgabe und ich bei einem anderen Rechtsanwalt meine Lehre fortsetzen müsste. Er sagte mir, da ich meine

---

25 Mitglied des Preußischen Staatsrats.

Unzufriedenheit nicht verborgen hatte, dass ich dann einmal den Unterschied kennenlernen würde, da ich bisher in einem sozialistischen Betrieb gearbeitet hätte.

Ich war also auf das Schlimmste eingestellt und wurde dann auf das Angenehmste überrascht. Am 1. Oktober 1919 siedelte ich aus dem Büro des Dr. Herz in das Büro des Dr. [Rudolf] Magen über. Dieser hatte sein Büro in der Reichenstraße, zwischen der Kleinen und der Großen Freiheit in St. Pauli. Diese Kanzlei war hauptsächlich als Verteidiger für die kleinen und großen Ganoven tätig, die es auch schon damals dort gab. Vor der eigentlichen Hauptverhandlung hatte Dr. Magen nur eine Haftbeschwerde zu schreiben und darauf zu achten, dass die Freundinnen der Ganoven das Honorar bezahlten. Sehr oft ließ der Rechtsanwalt sich auch die sogenannten „Asservate“ abtreten, die man den Angeklagten bei der Einlieferung ins Untersuchungsgefängnis abgenommen hatte. Auf diese Weise kam ich zu meiner ersten Uhr, die ich dem Rechtsanwalt abschnackte. Dr. Magen war Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkrieges und verwundet. Das Verhältnis zu seinen Angestellten war fabelhaft. Er überließ uns, sobald es ihm selbst etwas besser ging und er das Geld für die Straßenbahn aufbringen konnte, sein Freilauffahrrad, so dass die knappe Tischzeit für mich völlig ausreichte. Außerdem sagte er mir, ich brauchte ihm nur zu sagen, wenn ich Theaterkarten haben möchte. Der Bürovorsteher war ein junger Mann von 26 Jahren, der im Krieg ein Bein verloren hatte und mit seiner Prothese Rad fuhr. Wie ich stammte er aus einer politisch aktiven sozialdemokratischen Familie aus Wilhelmshaven. Er führte mich an alle Arbeiten eines Anwaltsgehilfen heran. Daneben erlernte ich perfekt das Maschinenschreiben und die Stolze-Schrey-Stenographie, die in der Handelsschule gelehrt wurde. Das konnte ich sofort praktisch im Büro anwenden. Ich besuchte nebenbei den Stenographenverein, gewann im Wettbewerb über 120 Silben, bei dem es vor allem darauf ankam, dass ich alles ohne weiteres in meinem Stenogramm lesen konnte. Es war eine ideale Atmosphäre in diesem Büro für einen jungen Menschen.

Zwei Monate meiner Lehrzeit wurden mir geschenkt, und da unser Büro einen weiteren Angestellten nicht benötigte, übernahm ich als einziger An-

gestellter die Leitung des Anwaltsbüros von Dr. [Kurt] Andersen in Hamburg in der Zeit vom 1. Februar 1922 bis zum Herbst 1923 Zu dieser Zeit gab ich meine Anstellung auf, da ich seit Ostern 1923 an einem erst einmalig vom Gewerkschaftsbund eingerichteten Kurs, „Arbeiter-Abiturientenkursus“ genannt, teilnahm, der mich voll in Anspruch nahm und den ich im März 1926 erfolgreich abschloss.



Abbildung 6:  
Wandergruppe mit Teilnehmern des Arbeiter-Abiturientenkurses (1923–1926),  
sitzend zweiter von links: Max Raloff, stehend zweiter von links: Paul Nevermann,  
1961 bis 1965 Erster Bürgermeister von Hamburg  
Privatarchiv Helmut Raloff, Hamburg

#### 4.6.1 Zwölf schwere Jahre: 1933 bis 1945

Wir Brüder waren alle durch das ‚Tausendjährige Reich‘ aus der von uns selbst vorgesehenen Laufbahn herausgerissen, aber seltsamerweise ist, abgesehen von Friedel, der gefallen ist, niemand untergegangen, sondern alle fanden entweder während der zwölf Jahre oder bald danach Aufstiegsmöglichkeiten, so dass es materiell gesehen den sechs Arbeiterkindern beziehungsweise ihren Frauen und Kindern besser als erwartet ging.

Ich meine, ich habe besonders in den turbulenten Jahren (1918 bis 1950) das abwechslungsreichste und interessanteste Leben geführt. Darüber können andere urteilen. Meine Brüder waren, jeder auf seine besondere Art, vielleicht ehrgeiziger und fleißiger gewesen als ich, wobei ich nicht vergessen will, dass mein Bruder Gottlieb unter Beweis gestellt hat, was in einem Raloff steckt, wenn er gefordert wird. Das gleiche gilt mehr oder weniger auch für alle anderen.

Ich hatte mich nach bestandenerm Abitur entschlossen, Jura zu studieren. Das war wohl eine falsche Wahl. Besser wäre sicherlich Volkswirtschaft oder das Lehrerstudium gewesen. Es lag mir nicht, nach drei oder vier Jahren den Stoff für eine Staatsprüfung parat zu haben. Zwischenprüfungen wären für mich besser gewesen, da ich zu viele Ablenkungen während der Studienzzeit hatte. Ich habe die Schuld für mein Versagen in den Prüfungen aber nie bei anderen, sondern immer nur bei mir selbst gesucht. Eigentlich war ich 1931, nach dem Durchfallen in der ersten Staatsprüfung, ein gescheiterter Akademiker. Ich ging stattdessen als kleiner Angestellter zum Arbeitsamt, war Vorsitzender im Arbeiter-Turn- und Sportverein „Fichte Eimsbüttel von 1893“ und blieb aktiv in der Partei und im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und in der Eisernen Front. Ich sorgte dafür, dass der Verein nicht von den Kommunisten über den Schnabel genommen wurde, wie es anderen Vereinen passierte. Ich wurde von den Kommunisten mehr gehasst als die Nazis. Noch im Februar 1933 rief ich alle Vereinsmitglieder in unserer Vereinszeitung auf, bei der kommenden Wahl zu verhindern, dass die Nazis an die Macht kamen, weil dies auch den Untergang der Arbeitersportbewegung bedeuten würde. Wie recht ich hatte.

<b>Freier Turn- und Sportverein „Fichte“ Hamburg - Eimsbüffel von 1893 e. V.</b>		
	Mitglied des Arbeiter-Turn- und -Sportbundes	
	Schriftleitung: Max Raloff, Schwendkestrasse 50	
<b>Jahrgang 1</b>	<b>Februar 1933</b>	<b>Nr. 5</b>

**Alarm!**

Die Nationalsozialisten haben sich selbst entlarvt. Die angeblichen Sozialisten haben mit den Großagrariern und den Vertretern der Industrie ein Bündnis geschlossen, damit man sie mit an die Futterkrippe läßt. Man setzt alles auf eine Karte und will durch Fackelzüge und viel Geschrei die Wähler bis zum 5. März auf die richtige antimarxistische Tourenzahl bringen. Dazu ist auch der parteipolitisch-neutrale Rundfunk gut. Statt Arbeit und Brot gibt man dem Volke gleich 2 Notverordnungen und nach russischem Muster wird ein 4-Jahresplan angekündigt. Während dieser 4 Jahre wollen die Herrschaften bei ihrer Regierungstätigkeit nicht durch eine Kritik gestört werden! Das hätte man einmal von ihnen verlangen sollen! Popen, der von den Nationalsozialisten sonst als Baron und Vertreter einer hauchdünnen Oberschicht des Volkes, bis aufs Messer bekämpft wurde, ist jetzt trotz seiner Notverordnungen, die auf die Beseitigung der gesamten Sozialversicherung hinielen, heute der gegebene Mann. Wahrlich, eine herrliche „Arbeiterpartei“.

Was uns als Arbeitersportler besonders droht, braucht wohl nicht besonders dargelegt zu werden. Wenn die Herrschaft der jetzigen Regierung durch den Wahlausgang vom 5. 3. bestätigt wird, haben wir wohl die längste Zeit staatliche Turnhallen und Spielplätze benutzt; wenn uns nichts Schlimmeres droht.

Nutzt daher jeden Tag bis zur Wahl. Die reaktionäre Welle muß an der geschulten deutschen Arbeiterschaft, mit der wir, als Teil derselben, unzertrennbar verbunden sind, zerschellen. Setzt dem Rausch des Feindes euren geschulten Willen und Verstand entgegen. Der Sozialismus marschiert trotz Faschismus unaufhaltsam. Der große Katzenjammer wird nicht ausbleiben. Halten wir uns bereit, die Massen, die bald den jetzigen Herren entläuscht den Rücken kehren werden, aufzufangen.

In den kommenden Wochen haben wir uns restlos einzusetzen im Wahlkampf. Parole muß sein: Erst die Wahlarbeit und dann der Sport.

Wählt am 5. März Sozialdemokraten — Liste 2.

**Herren- und  
Damengarderoben  
nach Maß**

nur  
von

**H. BUSCH**  
Telemannstr. 21

**2745**

Abbildung 7:

„Erst die Wahlarbeit und dann der Sport“ – Max Raloff warnt vor der Reichstagswahl am 5. März 1933 vor der nationalsozialistischen Herrschaft.

Privatarchiv Helmut Raloff, Hamburg



Abbildung 8:  
Max Raloff und seine spätere Frau Anni Fehrs (1923)  
Privatarchiv Helmut Raloff, Hamburg

Mein bescheidenes Einkommen ließ es immerhin zu, dass ich nach vierjähriger offizieller Verlobungszeit und vorheriger fünfjähriger Bekanntschaft am 22. April 1933 die Ehe schließen konnte, nachdem Anni in vielen Jahren den Hausstand zusammengespart hatte. Auf halber Flucht schon war Bruder Karl neben meinem Schwiegervater unser Trauzeuge. Ich brachte in die Ehe nur eine Couch für das Wohnzimmer und einen Rundfunk-Volksempfänger ein. Meine Heirat war verbunden mit einem Umzug von Eimsbüttel nach Barmbek-Nord, so dass ich nach der Machtergreifung und nach der

Auflösung des Arbeiter-Sportvereins aus der unmittelbaren Schusslinie der Nazis heraus war. Wir bezogen dort eine sonnige Eineinhalb-Zimmer-Wohnung mit Wohnküche, Narag-Heizung und Dusche und einem kleinen Balkon. Ich verdiente im April 1933 monatlich 170 Reichsmark brutto, wovon wir für Miete 44,60 aufwenden mussten. Mitte Mai 1933 wurde ich zum 30. Juni 1933 vom Arbeitsamt gekündigt, weil man 500 arbeitslose SA-Leute unterbringen wollte. Meine Kündigung war begründet mit dem Sinken der Zahl der Hauptunterstützungsempfänger. Daran war natürlich kein Wort wahr und mein Abteilungsleiter riet mir, beim neuen Betriebsrat vorstellig zu werden und zu erbitten, dass die Kündigung dann ohne weiteres zurückgenommen würde. Ich wusste aber, dass meine Tage beim Arbeitsamt ohnehin gezählt sein würden und eine solche Kündigung nach § 6 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“<sup>26</sup> für das Finden einer neuen anderweitigen Anstellung besser war als eine Kündigung nach dem politischen § 4, der eine spätere Bewerbung um eine andere Stellung praktisch unmöglich gemacht haben würde.

Eines Tages im Monat Juni 1933 erschien mein Bruder Karl auf der Flucht vor den Nazis bei mir zur Übernachtung. Auf Rädern fuhren wir an einem Tag nach einem Ausflug in die Heide in das Wochenendhaus meines Abteilungsleiters, und einen Tag später fuhr Karl nach Dänemark weiter. Karls Ahnung hatte ihn nicht getrogen. Schon an einem der nächsten Tage war die Polizei bei mir und suchte ihn. Ich konnte ihr berichten, dass er bei mir war und auf dem Weg zu seinen Schwiegereltern nach Magdeburg, so dass man nicht auf den Gedanken kam, dass sein Weg ihn nach Dänemark führte. Ich selbst hatte alles mich belastende Material aus seiner aktiven Zeit in der Partei und in der Arbeitersportbewegung in einem Koffer verpackt und meinem Abteilungsleiter ins Haus gebracht. Dieser Abteilungsleiter war ein

---

26 Nach § 6 des Gesetzes konnten Beamte „zur Vereinfachung der Verwaltung“ ohne Angabe von Gründen in den Ruhestand versetzt werden. Die freiwerdenden Planstellen sollten eigentlich nicht wieder besetzt werden. § 4 lautete: „Beamte, die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten, können aus dem Dienst entlassen werden. Auf die Dauer von drei Monaten nach der Entlassung werden ihnen ihre bisherigen Bezüge belassen. Von dieser Zeit an erhalten sie drei Viertel des Ruhegeldes (§ 8) und entsprechende Hinterbliebenenversorgung“.

aufrechter Gewerkschafter und gottgläubiger Mann, der den Koffer treu verwahrt hat und zu dem ich auch noch nach 1945 wieder engste persönliche Beziehungen hatte.

Natürlich konnten wir trotz sparsamer Haushaltsführung von den 75 Mark Arbeitslosenunterstützung minus 44,60 Miete nicht leben, und meine Schwiegereltern konnten ihrer einzigen Tochter auch nicht helfen, da mein Schwiegervater Heinrich Fehrs selbst zum 30. Juni 1933 seine Stelle als politisch Unzuverlässiger verlor. Er war Fachvermittler für das Zimmerergewerbe nach einem Arbeitsunfall, der ihm seit 1912 die Ausübung seines Berufes unmöglich gemacht hatte.

Meine Frau ging also tagsüber zur Arbeitslosenhilfe, schälte Kartoffeln und putzte Gemüse und bekam dafür für sich und mich ein warmes Mittagessen. Dazu verdiente sie manche Mark durch ihre Schneiderei. Wenn ich heute an die Zeit zurückdenke, so ist es mir noch schleierhaft, wie wir durchgekommen sind, ohne dass wir gehungert haben und vor Gram zugrunde gegangen sind. Dazu hatte ich auch gar keine Zeit, denn ich meldete mich zu Fortbildungskursen beim Arbeitsamt in Stenographie und Buchhaltung. Als einziger Teilnehmer des Buchhaltungskurses erhielt ich vom Leiter des Kurses eine Bescheinigung, dass ich als abschlussicherer Buchhalter vermittelt werden könnte.

Mein Hinauswurf durch die Nazis aus dem Arbeitsamt mit seinen geringen Aufstiegschancen stellte sich jetzt für mich als ein Glücksfall heraus. Adolf Hitler erließ 1934 eine Verordnung, dass alle verheirateten weiblichen Angestellten, bei denen der Ehemann in Arbeit war, ihren Arbeitsplatz für verheiratete männliche Angestellte räumen mussten, sofern diese entsprechende Qualifikationen für solche Tätigkeiten nachweisen konnten.

Zufällig las ich in der Tageszeitung, dass der Deutsche Ring Angestellte suchte. Mir war der Deutsche Ring damals kein Begriff. In Wirklichkeit wäre ich vor dem 1. Mai 1933 dort niemals angestellt worden, da der Deutsche Ring eine Gründung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes<sup>27</sup>

---

27 National-antisemitisch orientierter Verband, nur männliche Mitglieder, 1893 bis 1933.

war und nur Mitglieder des DHV dort angestellt wurden. Erst durch die Gleichschaltung der Gewerkschaften nach der Machtergreifung der Nazis wurden dort jetzt auch ehemalige Mitglieder anderer Gewerkschaften angestellt. Ich war seit dem 1. April 1919 Mitglied der ZdA-Jugend.<sup>28</sup>

Als ich zur Vorstellung in der Personalabteilung erschien, stand mir ein Mann mit goldenem Parteiabzeichen gegenüber, der meine Unterlagen bereits durchgesehen hatte und wusste, woher ich kam und dass ich Mitte 1933 meine Stellung verloren hatte. Er schaute mich an sagte: „Haben Sie einen Bruder Gottlieb?“. Ich antwortete mit „Ja“ und er sagte „Grüßen Sie ihn bitte schön, Sie sind angestellt“. Mein Bruder Gottlieb, den ich alsbald fragte, welche Bewandnis das auf sich hatte, sagte mir, dass dieser goldene Parteiabzeichen-Träger ein ehemaliger Nazi-Wandervogel aus dem DHV sei und den Arbeiter-Abiturientenkursus ab 1926 besucht hätte. Dort hatten ihn alle anderen politisch nicht für voll genommen und sich über ihn lustig gemacht. Der einzige, der damals zu einem Gespräch mit ihm bereit war, war mein Bruder Gottlieb, der später auch Pädagoge wurde. Jetzt wollte besagter alter Kämpfer nun wohl zu erkennen geben, dass er ihn nicht vergessen hatte. Übrigens hatte besagter alter Nazi damals das Abitur nicht geschafft, sondern war schon nach einem Jahr aus dem Kursus ausgeschieden. Für mich aber schien die Sonne wieder. Ich war in der Bezirksdirektion Hamburg in der Mahnabteilung eingesetzt worden. Man war sehr zufrieden mit mir. Nach drei Tagen wurde ich aber schon wieder zur Personalabteilung gerufen und besagter alter Kämpfer fragte mich, ob ich in die Abteilung des anwesenden Prokuristen auf der Vorstandsetage ins Vorzimmer versetzt werden möchte, da dieser als Leiter der Rechtsabteilung einen Mann mit meinen Vorkenntnissen sicherlich brauchen könnte. Ich war natürlich einverstanden, und so saß ich jetzt in einer Abteilung, wo meine Rechtskenntnisse bestens Verwendung fanden und wo ich außerdem in den nächsten Jahren Zeit und Gelegenheit fand, durch eine Wiederaufnahme meines Studiums als Gasthörer an der Universität mich auf die Prüfung als Diplom-Versicherungssachverständiger vorzubereiten. Da ich keine Ablen-

---

28 Zentralverband der Angestellten, im sozialistisch orientierten Allgemeinen freien Angestelltenbund.

kung durch die Parteiarbeit und den Sportverein mehr fand, konnte ich jetzt endlich energisch meine Prüfung – wenn auch anders, als ursprünglich erwartet – zu einem Abschluss bringen. Im Februar 1937 legte ich meine Prüfung als Diplom-Versicherungssachverständiger juristischer Richtung an der Universität Hamburg ab.

Mein Vorgesetzter im Deutschen Ring, Diplomvolkswirt, war, wie er mir erklärte, früher Anhänger der Deutschen Volkspartei (Gustav Stresemann) gewesen. Wie alle leitenden Angestellten des Deutschen Ringes war er ab 1. Mai 1933 in die NSDAP und in die SA eingetreten. Allerdings habe ich nie gesehen, dass er zu meiner Zeit dort Dienst tat. Er war von Haus aus nicht in der Gewerkschaft, aber sicherlich wie alle Ring-Angestellten Mitglied des DHV. Nach heutigen Begriffen war er ein Manager und als solcher seit 1933 die rechte Hand des Direktors des „Deutschen Ring Krankenversicherungsvereins“, August Schneider. Mit der Arbeit und dem Studium traf sich für mich also alles bestens. Aber sonst stellte sich bald heraus, dass ich vielleicht lieber zur Shell hätte gehen sollen. Der Deutsche Ring war nach der Machtergreifung durch die Nazis eine Gesellschaft der Deutschen Arbeitsfront (DAF).<sup>29</sup>

Anlässlich des Todes von [Reichspräsident Paul von] Hindenburg im Sommer 1934 und seiner Beisetzung im Gedächtnisturm bei Tannenberg in Ostpreußen mussten wir an einer Betriebsversammlung im Gewerbehau teilnehmen. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit meinem Nachbarn gegenüber, wie der evangelische Pfarrer die Gelegenheit wahrnahm, sich die Schäfchen zuzutreiben, und brachte mein Erstaunen darüber zum Ausdruck, dass die Großen eines Landes alle in ähnlicher Form dem Gedächtnis der Nachwelt erhalten wurden. Siehe zum Beispiel auch Lenin an der Kremllmauer.

Diese Äußerung von mir – anscheinend sprach ich auch damals wie üblich nicht leise – wurde von Angehörigen der Personalabteilung, die drei Reihen vor mir saßen, gehört, und ich musste mich wegen Störung der Gedächtnisfeier vor dem Vertrauensrat des Betriebes, der sich aus einem Gemisch alter

---

29 Der DHV ließ sich freiwillig ‚gleichschalten‘ und wurde in die von der NSDAP gegründete DAF eingegliedert.

Kämpfer und neuerer NSDAP-Mitglieder zusammensetzte, verantworten. Ursprünglich sollte ich entlassen werden. Schließlich beließ man es bei einer ersten Verwarnung und nahm somit von einem Anschlag am Schwarzen Brett, wie dies vorgeschlagen war, Abstand. In eine ähnlich fatale Lage kam ich, als ich einem SA-Mann gegenüber, der in einer Ecke seines Zimmers einen „SA-Altar“ aufgebaut hatte, gesprächsweise zu erkennen gab, dass [Ernst] Röhm [Stabschef der SA] ein „warmer Bruder“<sup>30</sup> sei und eine solche Behauptung vor Gericht in München nicht aus der Welt hätte schaffen können. Er war über diese meine Behauptung furchtbar böse, und ich hatte riesiges Glück, dass Röhm einige Tage später, am 30. Juni 1934, dem Attentat seines Duz-Freundes Adolf Hitler zum Opfer fiel. Daraufhin bezeichnete derselbe SA-Mann seinen SA-Führer als ein Schwein.

Einige Zeit später wurde im Deutschen Ring von der Deutschen Arbeitsfront eine „Werkschar“ gegründet, die in blaue Uniformen gesteckt wurde und als ihr Symbol einen Hammer trug. Da vor allem unter den nach dem 1. Mai 1933 eingetretenen Angestellten viele waren, die weder der Partei noch ihren Gliederungen angehörten oder dort zumindest aktiv Dienst leisteten, erregte das den Unwillen derjenigen, die ständig irgendwo Dienst tun mussten. Deshalb wurden alle diejenigen, die sonst nirgendwo aktiv Dienst taten – darunter waren auch neue Mitglieder der NSDAP – zu einer Gründungsversammlung der Werkschar der DAF einberufen, von der sich niemand ausschließen konnte. Ich selbst folgte dieser Einladung nicht und wurde deshalb prompt am anderen Tag vom Ortsgruppenleiter der DAF im Betrieb vorgeladen.

Der SA-Sturmführer, der vorher dem Stahlhelm angehörte und jetzt zum Prokuristen in der Buchhaltung befördert war, meinte, dass ich doch sicherlich auch den Wunsch hätte, der Werkschar beizutreten. Ich wies ihn darauf hin, dass ich einen schon unregelmäßigen Dienstschluss im Vorzimmer meines Chefs hätte und außerdem regelmäßig als Gasthörer die Universität besuche, um meine Prüfung als Diplom-Versicherungssachverständiger abzulegen. Er wies mich barsch zurück und erklärte mir: „Alle wissen ge-

---

30 In jener Zeit ein geläufiger Ausdruck für Homosexuelle.

nau, woher Sie kommen. Und wenn Sie sich aus der Bibliothek des Betriebes das Buch Adolf Hitlers ‚Mein Kampf‘ holen, so tun Sie es sicherlich, um daraus das Gegenteil zu beweisen. Wir wissen, dass Sie sich schämen, die Uniform anzuziehen. Aber der Betriebsführer, Direktor Schneider, wünscht dies, und überhaupt zahlt der Betrieb den halben Preis der Uniform und der Rest kann abgestottert werden“.

Ich trat also der Werkschar bei, in der sicherlich viele Gleichgesinnte waren, die sich mit wenigen Ausnahmen aber nicht zu erkennen gaben. Einer gab sich mir gegenüber allerdings als Widerständler zu erkennen und fragte mich – anscheinend kannte er mich gut dem Namen nach als ehemaliger Sekretär des ZdA – ob ich nicht auch illegal arbeiten wollte. Ich lehnte das ab, da ich im besagten Jahr 1936 davon überzeugt war, dass ein solcher Widerstand sinnlos geworden sei, nachdem alle demokratischen Werte im Frühjahr 1933 als Folge der großen Arbeitslosigkeit so kläglich versagt hatten. Außerdem wurde nicht nur meine Familie, sondern auch meine Brüder und ihre Familien gefährdet, die sich ohnehin schon schwer genug durchschlagen mussten, vor allem mein in die Emigration gegangener Bruder Karl.

Wir hatten einmal in der Woche Dienst, um einfaches Exerzieren, Sport und Selbstschutz zu proben. Wovor, wusste niemand, denn es gab ja keine anderen Organisationen mehr. Ich erinnere mich noch an einen Aufmarsch in Rothenburgsort, eine Großveranstaltung, von der ich, sobald meine Anwesenheit festgestellt war, nach hinten ausschied und mit der nächsten Hochbahn nach Hause fuhr. Die Uniform hat sonst nie meine Wohnung gesehen, sondern war immer im Schrank des Betriebes. Da ich von viermal Dienst nur einmal erschien und sonst Entschuldigungen meines Chefs vorlagen, dass ich von meiner Arbeit nicht abkommen könne, sagte mein Chef dem SA-Sturmführer, er möge mich doch aus der Werkschar entlassen, da ich betrieblich schwer abkömmlich sei. Davon wollte dieser aber nichts wissen und erklärte, das würde er nur tun, wenn ich anderweitig aktiven Einsatz nachweisen könnte. Auf die Frage, was das sein könnte, erklärte er meinem Chef, zum Beispiel in der Deutschen Arbeiterfront oder in der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt). Da ich damals in Stellingen (Eimsbüttel) wohnte, ging ich zur dortigen Ortsgruppe der NSV, die im Stellingener Rat-

haus ihre Dienststelle hatte. Dort übergab mir ein früherer Genosse, der aus der AOK 1933 rausgeworfen worden war und dort freiwillig Dienst tat, einen Fragebogen, den ich nach einigen Tagen zurückgeben musste. Er wunderte sich, dass ich als erster und einziger die Frage nach früherer Parteizugehörigkeit mit „SPD“ beantwortet hatte, und ich konnte ihm sagen, dass ich dies nicht verschweigen könne, weil dies im Betrieb bekannt sei. Als sogenannter Blockhelfer habe ich dann 1938 einmal im Monat mit der Sammelbüchse in einigen Häusern unserer Nachbarschaft für den Eintopf gesammelt. Ende August 1938 wurde ich betrieblicherseits nach Wien versetzt, wo ich mich nicht wieder bei der NSV meldete. Im Dezember (1939) rückte ich zur Wehrmacht ein, aus der ich am 18. Mai 1945 zurückkehrte und mich sofort bei meinem Direktor Schneider zur Arbeitsaufnahme im Deutschen Ring zurückmeldete.

Mein Gesprächspartner bei der Einstellung im Deutschen Ring meldete sich erst 1938 wieder, als ich nach einem schnellen Aufstieg im Betrieb in die höchste Tarifklasse der Versicherungsangestellten eingereiht werden sollte. Er meldete politische Bedenken an. Von meinem unmittelbaren Vorgesetzten wurde dieses aber nicht anerkannt, wenn er nicht bestimmte Tatsachen vorbringen könne. Er hatte vor sich selbst Angst bekommen.

Ich hatte nach dem 30. Januar 1933, nach der Verhaftung meines Bruders Georg und nach der Flucht meines Bruders Karl nach Dänemark und der brutalen Niederschlagung jeglichen Widerstandes sowie der Überführung all derjenigen, die gegen das Regime waren, ins Konzentrationslager und nach der internationalen Anerkennung des Hitler-Regimes erkannt, dass ein innerer Umsturz nicht zu erreichen und jede illegale Arbeit ohne Sinn sei, die nur meine Familie und die Existenz auch meiner Brüder gefährden würde. Ähnliche Gedanken hatten auch meine Brüder, mit denen ich mich regelmäßig traf. Wir konnten nur über meinen Onkel Christian erfahren, wie es meinem Bruder Karl mit seiner Familie in Kopenhagen ging, weil jede direkte Korrespondenz, die strenger Kontrolle unterlag, für uns alle von unabsehbaren Folgen gewesen wäre. Ich hatte das Glück, dass ich infolge meiner Heirat im April 1933 von Eimsbüttel nach Barmbek zog und dadurch alle Verbindungen zu meinen Freunden in der Arbeitersportbewegung, wo

ich bekannt war, verloren hatte. Wie ich das im Januar 1933 vorausgesagt hatte, wurden nach einem Sieg des Nationalsozialismus alle Arbeiter-Sportvereine verboten. Der Verein wurde von dem Nazi-Sport abgelöst und viele gingen zu einem sogenannten bürgerlichen Verein.

Beim Deutschen Ring musste ich mich Ende 1937 noch bei einem weiteren goldenen Parteiabzeichen-Träger melden. Er war Betriebsgruppenleiter der NSDAP, den ich bis dahin nur dem Namen nach kannte. Er erklärte mir, ich sei menschlich und charakterlich für würdig befunden worden, mich als Anwärter zur Erlangung der Mitgliedschaft der NSDAP bei der Ortsgruppe Neustadt-Mitte zu melden. Ich sagte ihm, dass ich das nicht tun werde, und er erklärte mir, dann müsste er annehmen, dass ich ein Staatsfeind wäre. Ich fragte ihn, ob er dann außer den vier Million Mitgliedern der NSDAP alle anderen zu Staatsfeinden erklären würde. Worauf er antwortete: „Kommen Sie mir nicht mit solchen Ausreden“. Ich sagte ihm dann, dass er genau wüsste, woher ich komme, und dass meine Freunde, die wegen ihrer Gesinnung ins Gefängnis gewandert seien, mit Fingern auf mich zeigen würden, weil ich, um meine Anstellung zu behalten, in die NSDAP gegangen wäre. Noch heute kommt es mir wie ein Wunder vor, dass er mich dann außen vor ließ. Anscheinend war er einer der vielen goldenen Parteiabzeichen-Träger, die sich schon vor oder bald nach der Machtergreifung innerlich weitgehend vom Nationalsozialismus und seinen Methoden abgewandt hatten, weil sie sich die Dinge anders vorgestellt hatten.

Ich war gewiss kein Widerstandskämpfer im Sinne einer illegalen Betätigung, wollte auch keiner sein, da ich Widerstand auf Grund des Vorgehens der Nazis für sinnlos hielt. Ich weiß aber noch genau, welche Genugtuung es mir bereitete, als am 30. Juni 1934 Extrablätter vor dem S-Bahnhof Berliner Tor verteilt wurden mit dem Ruf „7 höhere SA-Führer erschossen“. Ich glaubte damals, dass damit vielleicht die Brutalität der Nazis ihren Höhepunkt überschritten und nun langsam mit der Rückkehr zu menschlichen Verhältnissen gerechnet werden könnte. Mit [den ehemaligen Reichskanzlern Kurt von] Schleicher und [Franz] von Papen hatten wir ohnehin kein Mitleid, weil diese und ihre Freunde vom Stahlhelm und der Deutschnationalen Volkspartei durch die Enthebung der preußischen Regierung aus ihren Ämtern im Jahre

1932 dann Ende Januar 1933 Adolf Hitler zur Macht verholfen hatten. Von Papen stützte ihn weiter, indem er als Botschafter für ihn nach Wien ging. Hinzu kam, dass weite maßgebende Kreise besonders in England und Frankreich dem Aufstieg Adolf Hitlers nicht nur nichts in den Weg legten, sondern ihn für den richtigen Mann hielten. Sie ließen jetzt alles zu, was sie Deutschland vor 1933 zur endgültigen Aufgabe des Versailler Vertrages verweigert hatten: Besetzung des Rheinlandes, Wiedereinführung der Wehrpflicht. England traf ein großes Flottenabkommen mit Hitler. Die Arbeitslosigkeit in Deutschland ging 1936 rapide zurück, wenn auch die Arbeitsbedingungen schlecht waren – die bald einsetzende Rüstungsindustrie nahm weitgehend die Arbeitslosen auf. Die Menschen waren nach den katastrophalen Jahren 1929 bis 1933 bescheiden geworden. Deswegen war es auch nicht verwunderlich, dass 1938 fast alle diejenigen, die sich 1933 noch geweigert hatten, der NSDAP und ihren Gliederungen beizutreten, jeden Widerstand aufgaben und sich endgültig eingliederten, um beruflich voranzukommen und nicht als Gegner des Systems in Verruf zu kommen. Das galt natürlich besonders für die Beamten und öffentlich Bediensteten. Hinzu kam natürlich, dass es keinerlei Meinungsfreiheit mehr gab und die Menschen völlig einheitlich unterrichtet und gleichgeschaltet wurden. Nur deshalb konnte auch der Antisemitismus auf dem jahrelang vorbereiteten Boden mit seiner schrecklichen „Endlösung“ Fuß fassen, wobei ich bekennen muss, dass ich zu denjenigen gehörte, die bis Kriegsende nichts von den Exekutionen und Verbrennungen in den Vernichtungsanlagen gewusst haben.

Einmal erzählte mir meine Schwiegermutter Ende 1941, dass der Sohn einer ihrer Kundinnen, der Mitglied der SS war, ihr gesagt hätte, dass die SS einmal in einem Auto Juden vergast hätte. Das muss die Zeit gewesen sein, als man noch Proben mit der Vergasungsmethode machte. Ich wusste zwar, dass die Juden von Deutschland nach Polen geschafft wurden, und immer wurde erklärt, dass sie dort zum Arbeitseinsatz kämen. Es ist ja bekannt, dass keiner der bei der Vernichtung Eingesetzten über seinen Einsatz reden durfte, weil sie sonst Gefahr liefen, sofort erschossen zu werden.<sup>31</sup> Hitler

---

31 Dies war wohl gängige Meinung, tatsächlich gab es aber Gerichtsverfahren wegen „Gräuelpropaganda“, die nicht selten mit Todesurteilen endeten.

hatte zwar zu Beginn des Russlandfeldzuges erklärt, dass die Juden als die angeblichen Kriegstreiber in Europa ausgerottet werden, aber wir konnten nicht glauben, dass das passieren würde.

Ich hielt nach dem Frankreichfeldzug den Krieg für gewonnen. Wir wussten nicht, dass Deutschland den Luftkrieg gegen England im August 1940 verloren hatte, und wir ahnten nichts davon, dass Hitler inzwischen den Entschluss gefasst hatte, den mit Stalin im August 1939 geschlossenen Freundschaftsvertrag Mitte 1941 zu brechen und Russland in einem ‚Blitzkrieg‘ zu überwinden. Ich habe den Kriegsbeginn in Russland selbst nicht miterlebt, weil ich 14 Tage vor Beginn wegen eines Unfalls<sup>32</sup> ins Lazarett nach Warschau transportiert wurde und mit dem ersten Lazarettzug nach Deutschland fuhr.

#### 4.6.2 Soldatenzeit

Über meine Soldatenzeit kann ich folgendes berichten: 1937 forderte die Betriebsführung des Deutschen Rings alle ihre Angestellten auf, aktiv Wehrdienst zu leisten, da sie während dieser Zeit die Bezüge voll weiterzahlen werde. Für meine Altersklasse betrug die aktive Dienstzeit damals nur acht Wochen. Ich ging zum Fliegerhorst Stade, wo das fliegende Personal seine Grundausbildung erhielt und wo ich bei einer Kompanie als Bodenpersonal der Luftwaffe angemeldet war.

Nach acht Wochen hatte ich die Nase vom Kommiss voll, gehörte jetzt aber dem Bodenpersonal der Luftwaffe an. Ich wurde am 14. Dezember 1939 zu einer Transportkolonne der Luftwaffe einberufen, die in Ostfriesland beim Ausbau eines Flughafens eingesetzt war. Die Fahrer und Beifahrer waren alles ungediente Leute. Die Arbeitsfahrzeuge wurden einfach von der Straße weg in Hamburg requiriert. Ich kam zu dieser Einheit, weil unter den Mannschaften zufällig auch einige Weltkriegsteilnehmer waren, die nach beendetem siegreichen Feldzug gegen Polen aber in die Heimat entlassen wurden.

---

32 Meniskusverletzung beim Fußballspielen.

Jetzt lagen wir in den Klassenzimmern einer Dorfschule. Da ich keine Ahnung vom Autofahren hatte, wurde ich in den ersten Tagen zum Kartoffelschälen abgestellt, da wir uns selbst verpflegen mussten. Außerdem musste ich in den kalten Nächten alle Stunde auf die Landstraße gehen, wo unsere Wagen abgestellt waren, um sie anzulassen und warmlaufen zu lassen, damit sie am anderen Tag wieder einsatzbereit waren. Wir hatten keine Ahnung, dass unsere Verlegung mit einem eventuellen Einsatz in Dänemark zu tun haben würde.

Am 8. April 1940 marschierten wir dann gen Norden auf allerseits überfüllten Aufmarschstraßen. Ich saß neben dem Beifahrer im Lkw und schlief. Wenn die Kolonne dann wegen wiederholter Stauungen lange halten musste, weckte er mich und schlief seinerseits so lange, bis es wieder weiter ging. Am Morgen des 9. Aprils überschritten wir die Grenze, ohne etwas vom dänischen Militär oder Widerstand zu bemerken. Wir waren auf eine solche Möglichkeit auch gar nicht hingewiesen worden. Wir fuhren dann bis Aalborg, wo unsere Fahrzeuge Granaten an die Flugzeuge brachten, die von dort nach Norwegen starteten. In unserer Freizeit durften wir in die Stadt gehen und einkaufen. Von einer ablehnenden Haltung der Bevölkerung haben wir nichts bemerkt. Ich wusste auch nicht, dass mein Bruder einige Tage nach unserem Einmarschieren mit einem kleinen Boot nach Schweden übersetzte, um sein Leben vor den Nazis zu retten.

Im November 1940 musste ich das erste und einzige Mal Granaten mit verladen und holte mir dabei sofort einen Leistenbruch weg. Ich musste deswegen operiert werden. Mitte März 1941 war ich wieder gesund und wurde zu meiner Einheit entlassen, die aber inzwischen nach Polen, 50 Kilometer südlich von Warschau, verlegt worden war.

Dann kam Pfingsten. Wir spielten im Kameradenkreis am Nachmittag des zweiten Pfingsttages Fußball. Einer legte sich mir auf den Rücken und mein Körper drehte sich um das linke Knie. Mit einer Meniskusschädigung und einer Knochenabspaltung musste ich zum Sanitäter und wurde dann ins Lazarett nach Warschau gebracht, wo ich am 22. Juni 1941 den Beginn des Russlandfeldzuges erlebte. Ich wurde mit dem ersten Lazarettzug nach Deutschland (Sachsen/Pirna) transportiert. Die Ärzte erklärten, das könnte

vielleicht in ein bis zwei Jahren wieder in Ordnung kommen, vielleicht aber auch gar nicht. Ich fuhr dann mit dem Zug nach Hamburg, wo man mich in das Standortlazarett am Bahnhof Wandsbek-Gartenstadt verlegt hatte. Auch dort prüfte man den Nerv mit elektrischem Strom, aber der rührte sich kaum, so dass mir der Chefarzt gestattete, im Hause zu wohnen und mich an der Universität einschreiben zu lassen. Ich ließ mich also als Gasthörer in der Universität eintragen und bereitete mich, nachdem ich 1937 mein Diplom als Versicherungssachverständiger erworben hatte, jetzt auf meine Prüfung als Diplomvolkswirt vor. Diese Prüfung legte ich im Mai 1942 mit der Note „Fast gut“ ab. Die große Arbeit wurde mir als Soldat erlassen, und ich musste nur Klausuren schreiben. Dafür dauerte die mündliche Prüfung, bei der ich allein vor den Prüfern saß, aber eine Stunde. Kurz vor Ablegung der Prüfung meldete der Nerv im Fuß sich wieder und ich habe Glück gehabt, dass ich die Prüfung im Mai 1942 noch ablegen konnte, kurz bevor ich wieder „kriegsverwendungsfähig“ geschrieben wurde.

Wegen meiner Behauptung, dass mein Einheitsführer mich gar nicht wieder bei seiner Truppe haben wollte, schickte man mich dann wieder direkt in den Osten, wo unsere Einheit inzwischen, nachdem sie bis Smolensk vorgerückt war, bei Minsk ihren Standort hatte. Mein Einheitsführer freute sich, mich wiederzusehen und einen Gesprächspartner zu haben.

Etwa im August 1942 wurde mir eine Verordnung bekannt, wonach Soldaten älterer Jahrgänge von 1906 und älter auf Antrag gegen jüngere Soldaten in die Heimat ausgetauscht wurden, sofern sie drei Jahre Wehrdienst nachweisen konnten. Ich gehörte zu diesem Kreis und beantragte meinen Austausch, der dann auch zustande kam. Ich wurde gegen einen jüngeren Rechnungsführer aus dem Fliegerhorst in Rotenburg an der Wümme ausgetauscht. Inzwischen war die gesamte Kriegslage aber so geworden, dass Luftwaffen-Felddivisionen fehlten, um die entstehenden Lücken aufzufüllen (ständiger Zustand vor dem Ende).

Kaum hatte ich meinen Dienst in Rotenburg angetreten, hatte ich zufällig dienstlich im Luftgau-Kommando in Blankenese zu tun und traf dort meinen Studienfreund R. A. Thiede, der als Gefreiter die rechte Hand seines Chefs in der Kraftfahrzeugabteilung des Luftgaves war. Wir kamen ins Ge-

spräch, und als er hörte, dass ich bei der Luftwaffe einen Führerschein gemacht hatte, fragte er mich, wohin ich versetzt werden möchte. Er erklärte mir, dass es eine Verordnung gäbe, dass ausgebildete Kraftfahrer unbedingt als Fahrer eingesetzt werden müssten. Mein Unteroffizier war nicht schlecht erstaunt, als für mich am anderen Morgen meine sofortige Versetzung nach Aalborg in Dänemark durchkam. Ich behauptete natürlich, von nichts zu wissen, und er musste mich ziehen lassen. Da sieht man die Macht der kleinen Männer. Ich freute mich, zu Weihnachten von Aalborg aus meiner Familie mit einigen Lebensmitteln helfen zu können. In Aalborg angekommen, erklärte ich sofort, dass ich zwar einen Führerschein hätte, aber keinerlei Fahrpraxis. Man lachte nur und sagte mir, dass man kein Benzin mehr zum Fahren hätte und nur noch mit Holzgas die Fahrzeuge betreibe. Ich brauchte mir aber nicht lange Gedanken zu machen, denn schon nach acht Tagen wurde ich ohne mein Zutun auf Grund der Verordnung „Austausch älterer Jahrgänge“ in die Heimat nach Schleswig versetzt. Dort hatten sich bis dahin die jüngeren Jahrgänge auf Grund der Protektion ihrer Vorgesetzten halten können. Jetzt wurden sie nach Dänemark versetzt, das als Kriegsgebiet galt. Ich stand allein auf dem Platz vor der Unterkunft der Horst-Kompanie und der Hauptfeldwebel fragte, ob jemand für Schreibarbeiten tauglich sei, da alle seine Kräfte nach Dänemark versetzt seien. Ich behauptete dies, sagte ihm aber gleich, dass ich als geprüfter Kraftfahrer nicht in der Schreibstube eingesetzt werden dürfte. Er lachte nur, und schon war ich wieder auf dem Dienstzimmer. Zwei Stunden später kam einer von der nächsthöheren Dienststelle und fragte mich nach meinen Kenntnissen und versetzte mich sofort zu sich, da auch seine Kräfte nach Dänemark abgezogen waren.

Bei Kriegsende auf dem Flugplatz in Kaltenkirchen stationiert, meldete ich mich nach Kriegsende sofort zur Arbeit beim Deutschen Ring zurück.

#### 4.6.3 Entlassung beim Deutschen Ring 1945

Am 22. Juni 1945 wurde ich von der britischen Militärregierung entlassen und erhielt bis zu meiner Wiedereinstellung Ende November 1947, also beinahe zweieinhalb Jahre, keine Arbeitslosenunterstützung.

Meine Entlassung hätte zwar in ein freiwilliges Ausscheiden zum dritten Quartalsende 1945 umgewandelt werden können, ich hätte aber damit zugegeben, dass ich der Militärregierung Grund zu meiner Entlassung gegeben hätte. In dieser Zeit hat mein Bruder Georg von sich aus erklärt „Max, Du brauche niemals aus finanziellen Gründen zu Kreuze zu kriechen. Hier ist mein Sparbuch, Du kannst darüber verfügen und mir das Entliehene nach Deiner Rehabilitierung wieder zurückgeben“. Ich habe davon nur das Notwendigste in Anspruch genommen und konnte den ganzen Betrag auf einmal zurückerstatten, nachdem mir im Dezember 1947 seitens der Firma – ein einmaliger Fall – meine gesamten Bezüge für die Zeit von Mitte Juni 1945 bis Ende November 1947 nachgezahlt worden waren.

Jetzt kann ich nicht mehr sagen, wieso wir so gut über die Jahre gekommen sind, weil ja auch meine Tochter Krista im Oktober 1946 dazu kam. Aber ich hatte nun ja Zeit, mich um meine Rehabilitierung zu kümmern und alles zu tun, um meine Widersacher im Betrieb und bei der Militärregierung aufs Korn zu nehmen. Außerdem hatte ich Zeit, um aufs Land zu fahren und meine Familie mit dem Nötigsten zu versorgen, während andere für schlechte Reichsmark im Betrieb tätig sein mussten. Außerdem hatte ich ja das riesige Glück, dass ich im November 1945 80 Zentner Koks aus der Ruine des Hauses von Professor [Hans] Möller für mich bergen konnte, die damals Gold waren. Lebensmittelmarken hätte ich nicht erhalten, da ich keine Arbeit nachweisen konnte, wenn Professor Möller mir nicht eine Bescheinigung ausgestellt hätte, dass ich bei ihm Doktorand sei. Anfang Dezember 1947 wurde ich Direktor der „Neuen Welt“ der DAG<sup>33</sup> und gleichzeitig auch Handlungsbevollmächtigter. Der Deutsche Ring war in Liquidation. Nach der Währungsreform im Juni 1948 wurde mein Monatsgehalt auf DM 1.500<sup>34</sup> festgesetzt. Erst seit diesem Zeitpunkt verfügten wir erstmals über mehr Geld, als wir für unseren Lebensunterhalt brauchten, und es war viel Geld übrig, da wir unsere bescheidene Lebenshaltung beibehielten und nicht ausgebombt waren.

---

33 Deutsche Angestellten-Gewerkschaft.

34 Das war etwa das Sechsfache des Durchschnittsgehalts eines einfachen Angestellten.

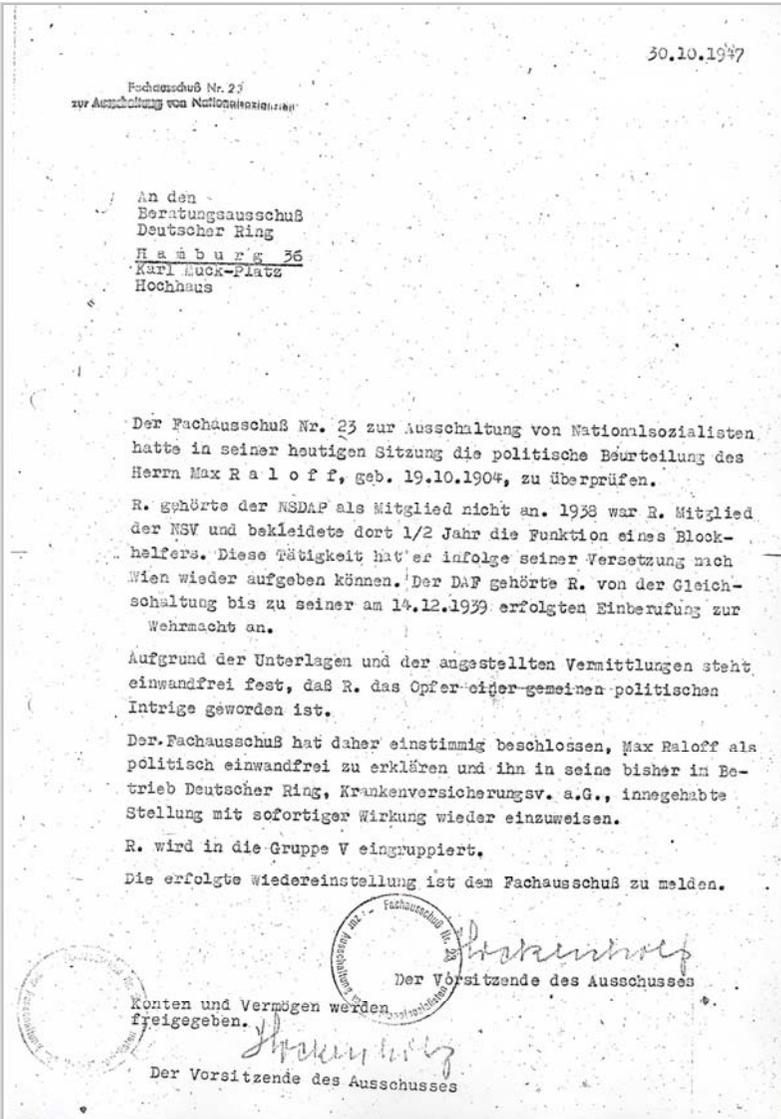


Abbildung 9:  
Max Raloff wird 1947 bescheinigt, dass er „Opfer einen gemeinen politischen Intrige“  
geworden ist.  
Privatarchiv Helmut Raloff, Hamburg

## Zu den Autoren

### Helga Kutz-Bauer

Geboren 1939, Dr. phil., bis 2003 Leiterin der Landeszentrale für politische Bildung in Hamburg, seit 2004 Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten in Hamburg. Zahlreiche Publikationen zur Arbeiterbewegung in Hamburg sowie zwei sozialhistorische Romane: Königsberger Schnittmuster. Von Glück und Not (1807–1923); Königsberger Kreuzwege. Von glücklichen Tagen und schrecklichen Zeiten (1923–1945), beide Würzburg 2008.

### Helmut Raloff

Geboren 1936, studierte Volkswirtschaft und Rechtswissenschaft, Tätigkeiten als Verwaltungsjurist, Bezirksamtsleiter und Staatsrat in Hamburg.

### Max Raloff (1904–1989)

Lehre als Rechtsanwaltsgehilfe, anschließend Arbeiter-Abiturient, Diplom-Versicherungssachverständiger, Diplom-Volkswirt, 1947–1967 Vorstandsmitglied der Deutscher Ring Versicherungsgesellschaften in Hamburg.

## Gesprächskreis Geschichte

Im Gesprächskreis Geschichte der Friedrich-Ebert-Stiftung werden historische Themen von aktueller politischer Bedeutung diskutiert. Die Publikationen der Reihe gehen in der Regel auf Veranstaltungen zurück, die in Bonn oder Berlin stattgefunden haben und sich an eine breitere historisch interessierte Öffentlichkeit richten.

Die Schriftenreihe erscheint seit 1992 und ist in der Digitalen Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung im Volltext frei zugänglich:

<[http://www.fes.de/archiv/adsd\\_neu/inhalt/gespraechskreis.htm](http://www.fes.de/archiv/adsd_neu/inhalt/gespraechskreis.htm)>

### Zuletzt sind erschienen:

Tim Völkering

„Flucht und Vertreibung“ ausstellen – aber wie? Konzepte für die Dauer Ausstellung der „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ in der Diskussion. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, 2012. – 73 S.

(Gesprächskreis Geschichte; 93)

ISBN 978-3-86872-970-2

Meik Woyke (Hrsg.)

50 Jahre Archiv für Sozialgeschichte. Bedeutung, Wirkung, Zukunft. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, 2011. – 56 S.

(Gesprächskreis Geschichte; 92)

ISBN 978-3-86872-819-4

Benjamin Ziemann

Die Zukunft der Republik? Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold 1924–1933. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, 2011. – 74 S.

(Gesprächskreis Geschichte; 91)

ISBN 978-3-86872-690-9

Michael Ruck/Michael Dauderstädt

Zur Geschichte der Zukunft. Sozialdemokratische Utopien und ihre gesellschaftliche Relevanz. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, 2011. – 92 S.

(Gesprächskreis Geschichte; 90)

ISBN 978-3-86872-644-2

Max Bloch

Wir müssen aus dem Turm heraus! Der Weg der SPD zur Volkspartei 1907–1959. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, 2011. – 36 S.

(Gesprächskreis Geschichte; 89)

ISBN 978-3-86872-539-1

Dieter Wunder/Ute Erdsiek-Rave

Bildung – ein sozialdemokratisches Zukunftsthema. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, 2010. – 32 S.

(Gesprächskreis Geschichte; 88)

ISBN 978-3-86872-412-7

Masaaki Yasuno

Die Entwicklung des Godesberger Programms und die Rolle Erich Ollenhauers. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, 2010. – 60 S.

(Gesprächskreis Geschichte; 87)

ISBN 978-3-86872-349-6

Michael Schneider

Politischer Widerstand? Dissens im Alltag des „Dritten Reichs“. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, 2010. – 43 S.

(Gesprächskreis Geschichte; 86)

ISBN 978-3-86872-319-9